OLZ

XLVI / 1 JANUAR 1943

Forschungen über die Musik der Mongolen[1].

Von K. Grønbech.

Wer die Musik der Mongolen studieren will, ist in der Hauptsache auf nur zwei größere Arbeiten angewiesen. Die einzige umfassendere Sammlung mongolischer Musik ist die von A. D. Rudnev: Melodii mongol'skix plemen (in: Zap. Imp. Russkago Geogr. Obšč. po otd. Etn. t. XXXIV [Potanin-Festschrift] 1909, S. 395—430 und 01—028).[2] Hier finden sich alle bis 1909 in europäischen Publikationen erschienenen mongolischen Lieder und Melodien zusammengetragen nebst vielen vom Herausgeber selbst in der Mongolei aufgenommenen. Vertreten sind in dieser weit über 100 Nummern umfassenden Sammlung zunächst die Stämme der Khalkha, der Kalmücken und der Burjäten, aber auch von der Musik der Ost- und Südmongolei sind Proben vorhanden. Ist auch vieles von dem, was dem Herausgeber nur aus zweiter Hand bekannt war, mit Fehlern behaftet, so bleibt Rudnev's mit großer Hingabe geschaffene Pionierarbeit doch noch immer als Übersicht unentbehrlich. Das zweite Hauptwerk, P. van Oost: La musique chez les Mongols des Urdus (Anthropos X—XI, S. 358—96), ist die einzige wissenschaftliche Monographie der Musik eines mongolischen Stammes, die es bisher gibt. Hier werden alle Seiten der südmongolischen Musik, und zwar nicht nur der volkstümlichen, sondern auch der aus Tibet eingeführten kirchlichen, behandelt; eine reiche Auswahl von Melodien wird in Noten mitgeteilt. Was sonst in Europa an mongolischer Musik bekannt ist, beschränkt sich auf kürzere Notizen, Bearbeitungen einzelner Melodien für Solovortrag mit Klavierbegleitung (!), hie und da in Reisewerke vignettenartig eingestreute Strophen u. dgl. Mit um so größerer Freude ist daher das jetzt vorliegende Heft zu begrüßen.

Die Verf. Prinzessin Nirgidma entstammt einem torgutischen Fürstengeschlecht, das bis zu den politischen Wirren der dreißiger Jahre über einen Teil der Torguten der südlichen Dschungarei herrschte, und leitet ihre Herkunft auf Ubaschi Khan zurück. Ihr Bildnis findet man in der populären amerikanischen Monatsschrift The National Geographical Magazine' für Januar 1936, Pl. XV rechts; eine Begegnung mit ihr schildert kurz H. Haslund-Christensen im letzten Kapitel seines Reisebuches Zajagan'. Gegen Ende der zwanziger Jahre hielt sich diese hochbegabte torgutische Prinzessin längere Zeit hindurch in Europa auf, um ihre mongolische und chinesische Erziehung auch durch eine europäische Ausbildung zu ergänzen. Diese günstige Gelegenheit hat man dann benutzt, um der Bibliothèque Musicale du Musée Guimet auch eine Sammlung von mongolischen Liedern einzuverleiben. Sie ist durch das Zusammenwirken der Prinzessin Nirgidma mit Madame Humbert-Sauvageot zustandegekommen. Die Herausgeberin hat nach dem Vortrag der Prinzessin Nirgidma 18 mongolische Lieder in europäischer Notenschrift fixiert. Dann hat die Prinzessin Nirgidma die Liedertexte in kalmückischer Schrift und in lateinischer Umschrift sowie in französischer Übersetzung niedergeschrieben und außerdem für jedes Lied eine überaus wertvolle Einleitung beigesteuert, welche die den Mongolen selbstverständlichen, uns Europäern aber unbekannten Voraussetzungen für das rechte Verständnis des betreffenden Liedes mitteilt; daran reihen sich einige kurze Bemerkungen der Herausgeberin zur musikalischen Struktur des Liedes.

Die Auswahl ist vielseitig; die 18 Lieder umfassen 2 Loblieder des fernen Reisenden auf die Mongolei, 8 Liebeslieder, 1 Wiegenlied, 2 Trinklieder, 2 historische und 3 epische Lieder. Die Lieder sind von sehr verschiedenem Alter; vielleicht lassen sich die älteren darunter nicht ganz so fest datieren, wie es die Prinzessin Nirgidma tut, aber als relative Chronologie betrachtet sind ihre Angaben durchaus zuverlässig. Die Lieder sind keineswegs alle torgutischen Ursprungs, mehrere von ihnen lassen sich mit Sicherheit als khalkhassisch nachweisen, aber sie haben alle ein echt mongolisches Ge-

1) La Princesse **Nirgidma de Torhout** et Mdm. **Humbert-Sauvageot**: **Dix-Huit Chants et Poèmes Mongols**, recueillis et transcripts. Avec notations musicales, texte mongol, commentaires et traductions. Paris: Geuthner 1937. (31 S. Text, 18 S. Liednoten, mongol. Text und Übertragung, 1 Krt.) 4° = Bibl. Musicale du Musée Guimet, dirigée par Ph. Stern, Première Série — Tome IV. Fr. 36 —.

2) Die darin enthaltene, wertvolle Bibliographie findet sich in etwas erweiterter Gestalt und deutscher Übersetzung in Zeitschrift für Musikwissenschaft III (1920), S. 66—69 wieder abgedruckt.

präge zum Unterschied von vielen Melodien der Volgakalmücken und Burjäten, die durch die Berührung mit russischer und tatarischer Musik tonleiterfremde Intervalle, so besonders den Halbton, aufgenommen haben.

Musikalisch zerfallen die Melodien in Lieder im alten Stil mit freiem Rhythmus und solche im neueren mit festem Taktmaß. Wie alle echt mongolische Musik sind sie pentaton mit gewissen, auch bei anderen mongolischen Stämmen erlaubten Abweichungen vom strengen Schema. Die Niederschrift macht einen durchaus zuverlässigen Eindruck; zu bedauern ist es aber, daß von all den S. 29—30 so ausführlich beschriebenen Zeichen der verschiedenen Gesangsmanieren, Verzierungen usw., welche der mongolischen Musik erst ihre Eigenart verleihen, in den Notenbeispielen kein Gebrauch gemacht wird, weshalb das Druckbild der Lieder den Leser allzu europäisch anmutet. Auch ein anderes Charakteristikum der mongolischen Lieder tritt allzu wenig hervor; ich denke an die reiche Variationsmöglichkeit der Melodien, ihre Fähigkeit, innerhalb weiter Rahmen immer wieder neu gestaltet zu werden, indem die Melodie sich dem Wortrhythmus anpaßt oder auch rein musikalisch sich weiterentwickelt. Diese Ausstellungen können aber keineswegs das Verdienst der Herausgeberin schmälern, der Musikwissenschaft ein Stück musikalischen Neulandes erschlossen zu haben.

Für die Sprachforschung, die zunächst nach dem Wert der Liedtexte als Sprachproben fragt, wird das Buch kaum wesentlich Neues enthalten. Die von der Prinzessin Nirgidma selbst angefertigte Transkription geht nicht darauf aus, ein wissenschaftlich brauchbares Bild von der Aussprache zu geben, sondern soll bloß eine ungefähre Vorstellung von denjenigen Sprachlauten vermitteln, welche als Träger der gesungenen Noten fungieren. Sie legt ihrer Lautwiedergabe die französische Orthographie zugrunde und muß sich natürlich in vielen Punkten mit dem sehr Ungefähren begnügen; völlig konsequent verfährt sie dabei auch nicht. Trotzdem erhält man aus ihrer Umschrift ein ganz gutes Bild von der Liedersprache, welche sich hier, wie unter vielen anderen mongolischen Stämmen, als ein Mittelding zwischen der heutigen örtlichen Umgangssprache und der altertümlicheren Schriftsprache herausstellt. Es sei beispielsweise auf das sehr häufige Verbalnomen auf *-ks(a)n* statt *-s(ə)n*, wie in *ounounksn* st. *uns(ə)n* (Nr. 5), hingewiesen, oder auf Wortformen wie *yancaran* (Nr. 14) st. *yakcχən* oder *yancχən*.

Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn die Herausgeberin bei der Ausarbeitung des Druckmanuskriptes einen Mongolisten hätte zu Rate ziehen können. Da sie kein Mongolisch verstand, sind die Texte in kalmückischer Schrift in Unordnung geraten und entsprechen vielfach nicht den ihnen gegenüberstehenden transkribierten; es entsteht jedoch kein großer Schaden dabei, da ein Mongolist sich schnell zurechtfindet; und andere Leser stört es ja nicht.

Die französischen Übersetzungen sind frei, aber doch beim Lesen des Textes sehr nützlich; von vielen Liedern enthalten sie mehr Strophen als die im Urtext mitgeteilten.

Mit dieser Sammlung sind wir über die Musik der Hsin-Kiang-Torguten gut, wenn auch lange nicht allseitig unterrichtet; besonders gern hätte man auch einige Proben der ihnen eigenen Tänze gehabt. Die Musik der Ordosmongolen ist uns vorläufig durch van Oost's Darstellung sehr gut bekannt. Von der Musik der Ost- und Südmongolen haben die beiden dänischen zentralasiatischen Expeditionen von 1936/7 und 1938/9 Hunderte von Aufnahmen mitgebracht, die gerade im Erscheinen begriffen sind; daran reihen sich die Aufnahmen der Hedin'schen Expedition von 1927/30 aus verschiedenen torgutischen Stämmen, deren Veröffentlichung ebenfalls vorbereitet wird. Was uns jetzt vor allem fehlt, sind Proben der Musik der Khalkhamongolen; hier gilt es, zu retten was noch zu retten ist. Ich möchte aber hier auf das Vorhandensein einiger von Russen aufgenommenen Schallplatten hinweisen. Selbst habe ich sie nur einmal, und zwar bei einem mongolischen Fürsten in der Inneren Mongolei, vorspielen hören; inhaltlich waren sie vorzüglich. Wenn sie irgendwo in Europa aufzutreiben wären, könnte man nach ihnen ein ganzes Heft von der Musik der Khalka-Mongolen herausgeben zur Abrundung unserer Kenntnisse der alten mongolischen Musik. Ob sie in irgendeinem Musikarchiv vorhanden sind?

Besprechungen.

Allgemeines.

Collinder, Björn: **Jukagirisch und Uralisch.** Uppsala: A.-B. Lundequistska bokhandeln; Leipzig: Harrassowitz [1940]. (142 S.) gr. 8° = Uppsala universitets årsskrift 1940: 8. Kr. 4,50. Bespr. von A. Sauvageot, Paris.

C'est une importante question que soulève M. Collinder dans l'ouvrage indiqué ci-dessus: celle des relations de la langue youkaguire avec les langues ouraliennes.

Son étude vient après celle que M. Karl Bouda a publiée sur le même sujet dans les Ungarische Jahrbücher (XX. Band, 1—2, 71 bis 93) sous le titre déjà plus prudent de „Die

finnisch-ugrisch-samojedische Schicht des Jukagirischen".

Les deux auteurs ont été frappés par la présence en youkaguir d'un certain nombre de traits qui évoquent des aspects des langues ouraliennes. Avec cette différence que M. Bouda s'est surtout tourné vers le vocabulaire tandis que M. Collinder s'est préoccupé des faits morphologiques.

D'entrée (p. 13), l'auteur affirme que les similitudes relevées par lui entre le youkaguir et les langues ouraliennes ne peuvent s'expliquer que par l'hypothèse d'une parenté généalogique et que cette parenté est même «assez proche».

L'ouvrage n'est qu'une longue démonstration destinée à justifier cette affirmation du début.

Partant de cette considération que les faits morphologiques seuls ont quelque force probante dans une démonstration de la parenté généalogique, M. Collinder s'attache à identifier la structure morphologique du youkaguir avec celle de l'ouralien. Il procède par une comparaison successive des désinences casuelles dans la flexion nominale et de certains éléments de la flexion verbale: désinences personnelles, suffixes modaux, conjugaison négative, etc. Enfin, les pronoms sont également l'objet de rapprochements et le tout se termine sur quelques comparaisons lexicales. Les problèmes de correspondances phonétiques sont passés très rapidement, une allusion est faite à l'harmonie vocalique, une autre à l'alternance consonantique et, au cours de l'exposé, de nombreuses vues sont exprimées au sujet des problèmes connexes que pose la théorie générale ou particulière de l'ouralien.

Si intéressante que soit la lecture de cet ouvrage écrit avec la verve bien connue de l'auteur dont tout le monde admire le grand talent, il est difficile d'accepter sans plus les conclusions auxquelles il croit pouvoir nous mener.

A y regarder de plus près, on s'aperçoit que les désinences casuelles du youkaguir offrent quelques résidus de formes en *-t* pour l'ablatif et en *-n* pour le locatif. En outre, le prolatif en *-gen/-yon* rappelle le locatif samoyède yourak en *-hana*. Pour ce qui est du datif et du prétendu génitif, il faut faire effort pour accepter la démonstration qui est présentée.

La situation est encore plus désespérée lorsqu'on en vient à la conjugaison. Les désinences personnelles du youkaguir ne coïncident nullement avec celle de l'ouralien et les efforts déployés pour les identifier sont évidemment bien vains.

Reste le système pronominal. C'est de beaucoup la partie la plus troublante. L'opposition de vocalisme entre les formes du singulier et celles du pluriel est sans nul doute impressionnante: *met* «je» ~ *mit* «nous», *tet* «tu» ~ *tit* «vous». Mais cette alternance vocalique se retrouve en tongous et en mongol aussi bien que sur le domaine ouralien. Il en est de même des démonstratifs et des interrogatifs. S'il est aisé de leur découvrir des formes correspondantes en ouralien, il n'est pas moins facile de leur en trouver en altaïque.

De ces remarques, il résulte que la démonstration apportée est des plus conjecturales et ce résultat s'explique par la méthode employée.

M. Collinder a en effet cru devoir appliquer (comme dans Indo-uralisches Sprachgut) la méthode comparative sans la corriger par des considérations historiques. Il a traité les faits youkaguirs et les faits ouraliens comme des faits homogènes. C'est ce qui apparaît surtout dans sa façon de comparer entre elles les formes de la conjugaison de part et d'autre comme s'il supposait qu'il a pu exister une conjugaison déjà développée à l'époque où, généalogiquement, le youkaguir et l'ouralien auraient été encore indifférenciés. Quand on considère que le hongrois, par exemple, a développé sa conjugaison isolément et lorsqu'on apprécie les divergences qui opposent la conjugaison samoyède à celle des langues finno-ougriennes, on mesure combien peut être téméraire une semblable supposition. Selon nous, il n'y a même pas eu de conjugaison ouralienne commune mais seulement une tendance à coaguler certains éléments pronominaux pour développer une conjugaison, exactement comme il n'y a pas eu de conjugaison mongole commune mais une tendance à développer des désinences personnelles qui n'a abouti qu'en kalmouk et en bouriate. Dans ces conditions, il est absolument vain de chercher à accorder les formes du verbe youkaguir avec les formes du verbe finnois ou lapon. Tout ce que l'on peut espérer trouver, ce sont des suffixes dérivatifs ayant servi à former des thèmes verbaux secondaires, ensuite spécialisés sous forme de thèmes modaux, de participes, de gérondifs etc., dans la mesure où tous ces concepts peuvent avoir quelque sens quand il s'agit de langues du type de l'ouralien ancien ou du youkaguir.

Une autre erreur qui entache ce petit livre si intéressant, c'est que l'auteur opère avec cette notion que l'ouralien n'entretient aucun rapport généalogique ou autre avec les langues turkes, mongoles et tongouses. Cette attitude

a pour conséquence que tout rapprochement entre youkaguir et altaïque est délibérément laissé hors de considération. Or, si l'on examine le problème avec moins de prévention, on constate que les éléments altaïques sont au moins aussi importants en youkaguir que ceux qui peuvent ressortir à l'ouralien. Sans parler naturellement des emprunts plus ou moins récents au tongous, notamment dans le dialecte de la Toundra.

Comme j'ai l'occasion de le signaler dans les Etudes hongroises, le problème de la position du youkaguir s'avère à la fois plus complexe et plus difficile à résoudre qu'il n'apparaît à la lecture du livre de M. Collinder. Si troublants que puissent être certains faits, ils n'ont pas de valeur décisive et provisoirement, nous ferons bien de nous contenter de parler avec M. Bouda d'une «couche finno-ougrienne-samoyède» en youkaguir plutôt que d'affirmer l'existence d'une parenté généalogique «assez proche». Il est d'ailleurs clair que si les langues ouraliennes ont entretenu des relations de parenté avec les langue dites «altaïques», c'est avec l'ouralo-altaïque qu'il faut confronter d'abord le youkaguir. Tant que cette question préalable n'aura pas été tranchée, toutes les hypothèses qui pourront être avancées risqueront d'être caduques.

Diem, Carl: Asiatische Reiterspiele. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Völker. Berlin: Deutscher Archiv-Verlag 1941. (292 S., 120 Textabb., 9 vielfarb. Kunstdrucktaf.) gr. 8°. Geb. RM 14.—. Bespr. von F. M. Trautz, z. Z. Karlsruhe.

Ein begeisterndes Buch, dessen Titel nicht ahnen läßt, wie vielseitige Arbeit es dem verdienten Verfasser bereitet hat. Schon das behandelte Gebiet ist ungeheuer, der betrachtete Zeitraum gewaltig, die Literatur weit verstreut, die heranzuziehenden Sprachen gehören zu den schwierigsten, die Völker zu den wenig bekannten. Darüber hinaus aber versucht das Buch physische und psychische Vorgänge höchster Intensität, schönste Momente sportlicher Höchstleistung und ekstatischer Lebensfreude schriftlich und bildlich darzustellen und hunderte von Beobachtungen verschiedener Augen zu übersichtlichen Bildern zusammenzufügen.

Das immer fesselnde Thema, international wie aller große Sport, hat in dankenswerter Weise die Unterstützung des Olympischen Instituts gefunden. Das Werk ist mit Recht Sven Hedin gewidmet, der in Asien vermutlich weitere Wege reitend zurückgelegt hat, als irgend ein sonstiger Abendländer, und dabei mehr asiatische Reiterspiele sah, als alle anderen, — der ewig junge Freund der deutschen natur- und sportbegeisterten Jugend. —

Ref. nimmt zu dem Buche in doppelter Eigenschaft Stellung: als alter Pferdefreund, der in Europa und Vorder-Indien und Ostasien nirgends versäumte, Pferde und Reiter, ihre Eigenart und mannigfachen Künste zu studieren, — und als Japanologe, dessen lebhafte Anteilnahme die einschlägigen Teile des Buches wachrufen. Persien, Arabien und Irak kennt Ref. leider nicht aus eigener Anschauung und verdankt gern dem Buch auf diesen Gebieten reiche in hochkünstlerischer Form gebotene Belehrung.

Das Buch ist eingeteilt in eine Einleitung, bestehend aus 20 Seiten Vorwort und Ausblick in Völkerkunde, Wissenschaft, Geschichte, in drei Hauptteile, Steppenspiele, Reiterspiele Vorderasiens und das Polospiel (dieser Abschnitt reichlich die Hälfte des Buchs umfassend); dazu kommt ein Anhang, der eine sehr wertvolle Zeittafel des Polospiels, den Schriftennachweis und ein Bilder- und Namensverzeichnis enthält.

Im allgemeinen erlaubt sich Ref. zu bemerken, daß er den kleinen Absatz „Mann und Pferd über das Hindernis in Japan" nicht unter dem größeren Abschnitt „Steppenspiele" suchen würde. Diese Episode aus dem alten Montanus steht — wie vieles andere, was dieser phantastische Japanschilderer schreibt — etwas vereinzelt da und bedürfte vielleicht weiterer Aufklärung durch die Spezialforschung an Ort und Stelle.

Auch die etwa 15 Seiten über das „Bogenschießen zu Pferde", worin Japan einen so breiten Raum einnimmt, legen die Frage nahe, ob es sich nicht verlohnt hätte, dieses eigenartigste asiatische Inselreich, seine Pferde und seine Reiterspiele in einem besonderen Abschnitt etwa zum Schluß zusammenzufassen. Dafür spricht auch, daß gerade bezüglich Japan die Ergänzung der herangezogenen Quellen ebenso notwendig wie ergiebig erscheint. Es fehlt z. B. das interessante „Fahnenreiten", welches Ref. im Marstall in Tokyo 1932 sah, ebenso was Siebolds Nippon (Zentenar-Neudruck 1930 mit Ergänzungs- und Indexband, 3 Text- und 2 Tafelbände) über japanische Pferde und Reiter enthält. Ferner darf an den Aufsatz von D. A. Schinzinger über die Hundejagd zu Pferde in Japan (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. 10, III) erinnert werden, wofür es im Museum für Völkerkunde in Berlin, im Lindenmuseum in Stuttgart, vermutlich auch anderswo Bildmaterial gibt.

Von allgemeiner Bedeutung für das Buch und zur Literatur heranzuziehen ist ferner: A. von Le Coq's großes Werk über die Buddhistische Spätantike, vor allem Bd. III, Taf. 20, Bd. V, Taf. 5, Bd. VII, Taf. 32 usw. und sein „Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens", Berlin 1925; dazu wenigstens ein Hinweis auf Rudyard Kiplings „The Day's Work", worin die meisterhafte Schilderung eines Polospiels unter dem Titel „The Maltese Cat" enthalten ist — und womöglich weitere englische oder deutsche Literatur aus den Federn von Spielern des königlichen Spieles. Die ganze Schilderung des Polospiels zeigt aufs deutlichste, daß die vollendete Schmiegsamkeit des Körpers, Beherrschung von Rumpf und Gliedmaßen, der eiserne Griff der Hand, die den Schläger führt, verbunden mit der äußersten Gelenkigkeit von Schulter-, Ellbogen- und Handgelenk eine dem modernen Kulturmenschen in der Vollendung gar nicht mehr erreichbare Ausbildung, einen frühzeitigen Training und eine unendliche Hingabe und Zeit erfordern. Dreimal glücklich, wer sich dies noch leisten kann! —

Ein paar Einzelheiten mögen diesen Versuch, wenn auch nur in schwachen Umrissen dem schönen Buch gerecht zu werden, abschließen:

Bei Buntbild II ist die starke Verkleinerung zu bedauern, die sich bei anderer Bildanordnung vielleicht hätte vermeiden lassen.

S. 52: die drei Künstlernamen, welche hier genannt sind, wären, wenn nach japanischer Sitte der Familienname zuerst, der persönliche Name an zweite Stelle gestellt wird, doch wohl wie folgt wiederzugeben: Isoda Chōshū — Momoda Ryūei — Kuzumi Morikage. — Ref. hat im Kamoschrein bei Kyōto mehrfach diese historischen Pferderennen gesehen, aber kein Polo. Bogenschießen zu Pferde gab es ebenda, wie auch einmal im Hauptschrein von Kumamoto in Kyūshū, wovon Ref. die Originalscheibe aus Bambus und Papier mit aufgezeichneten farbigen Ringen noch heute bewahrt.

S. 56: in der Bildunterschrift ist ein Irrtum unterlaufen. Die Unterschrift muß richtig lauten: Der Rennplatz beim Kamo-Schrein in Kyōto. Holzschnitt von Maruyama Okyō (1732—95). Aus dem japanischen Buche von Kuroda Genji, Europäisch beeinflußte japanische Graphik (u. Malerei), Kyōto 1924 (Textseite 41).

S. 58: Bild 23 gibt einen sehr guten Eindruck von dem Bogenschießen zu Pferd, wie es bei den vorstehend erwähnten Schreinfesten gepflegt wird. Auch heutzutage noch heißt dies Spiel „Yabusame".

S. 61: hier steht die einzige Erwähnung der Hundejagd (Inuoumono). — cf. S. 169. —

Buntbild III: die Bildunterschrift enthält einen Irrtum; es muß heißen „Hōgen Yen-i", d. h. der mit dem priesterlichen Range Hōgen-Oshō ausgezeichnete Yen-i. (Übrigens steht im Bildverzeichnis S. 286 richtig Hōgen und nicht „Hōyen"). Dieser hochgeschätzte priesterliche Maler soll nach mir vorliegenden Nachschlagewerken am 23. Tage des 8. Monats a. St. im abendländischen Jahre 1299 gestorben sein, so daß, falls dies richtig ist, in der Bildunterschrift „Anfang 14." entfällt.

S. 134: die Überschrift über Bild 60 muß lauten: Tuschzeichnung auf Papier aus dem Kōsenji, Yamashiro (13. Jahrh.) — cf. dazu z. B. Bukkyōjirin p. 105, oben.

Auf S. 136 wäre der Leser dankbar für einen kleinen Hinweis auf die S. 166 (wo umgekehrt bereits auf S. 136 verwiesen ist), wo es aber, zweiter Absatz, 6. Zeile, heißen sollte: anstatt „unter seinem chinesischen Namen" — „unter seinem sinico-japanischen Namen".

S. 166: zweiter Absatz, Z. 9 v. oben, ist mir (für Kap. 15?) „Ishigoishigen" nicht verständlich. Die dann aufgeführte Stelle aus dem Kojiruien (richtig auf S. 280, Spalte 1, 3. Absatz, angegeben) ist auch nicht vollständig, denn im Kojiruien ist an der angezogenen Stelle u. v. a. als Name für Polo auch noch „Mariuchi" erwähnt und schließen sich eine ganze Reihe von Abschnitten daran an.

S. 166 ist weiter unten das „sechste Buch des Manyōshū" erwähnt (nicht: „von Manyohso"), und noch weiter unten muß der Name Basil Hall Chamberlain lauten; beides sind vielleicht Druckfehler, aber in Namen immer störend. Zwischen den beiden letztgenannten Stellen heißt es „Kasugano (ein im Altertum berühmter Ort in der Präfektur Nara)"; statt dessen ziehe ich vor zu lesen: im Feld von Kasuga (dem berühmten alten Schrein in Nara, wo auch das Kemari (Hoffußballspiel) gepflegt wird).

S. 168 und anderwärts muß Yoritomo (so!) geschrieben werden für Yorytomo u. ähnlich. (Auch auf S. 169, Z. 4 v. oben, kommt das mir unverständliche „Ishigo-ishigen" vor und wird auf die Erwähnung der Hundejagd und des Yabusame S. 60—61 hingewiesen.)

S. 170: Ref. hat den Amerikaner St. Culin, erfolgreichen Forscher auf dem Gebiete der Völkerspiele, noch selbst gekannt und kann sich nicht erinnern bei zahlreichen Gesprächen mit ihm eine Erwähnung des japanischen Polospiels im Kamoschrein in Kyōto gehört (oder gelesen) zu haben. An sich besteht durchaus die Möglichkeit, daß im Kamoschrein

einmal auch eines der sonst nur in exklusiven Kreisen, z. B. der Adelsschule in Tōkyō, ausgeführten Polospiele in Kyōto stattgefunden haben kann. Ref. hat Löffelpolo in Tōkyō in der Adelsschule spielen sehen, woran auch Kaiserliche Prinzen teilnahmen. Es wurde mit einer gewissen Zurückhaltung gespielt, wenn auch Gedränge nicht ganz vermieden wurde. Besonderen Beifall fand ein in flottem Galopp im Vorbeireiten an der Zielöffnung der Bretterwand elegant aus der rechten Hand hineingeschleuderter Ball eines Prinzen. Ref. hat in Kyōto kein Polo gesehen. Das Spiel mit zwei Toren an einer Querseite ist Ref. nicht vorgekommen. —

Aus der interessanten Zeittafel des Polo ergibt sich, daß in Japan dieses Spiel zu weiteren Forschungen in der reichen historischen japanischen Literatur einlädt.

Das auf S. 245 erwähnte japanische Hockey ist Ref. nicht vorgekommen.

Auf S. 165 ist noch nachzutragen, daß es Z. 5 v. unten heißen muß „Schrift von Hsiang Ta ' (nicht Schrift Hsiang Ta). —

Doch genug der Kleinigkeiten, die an dem hohen Wert des Buches nicht das geringste ändern und liebevollem und eingehendem Interesse, nicht Tadelsucht, ihre Erwähnung verdanken. —

Ref., von 1930—38 in Kyōto und an altjapanischem Sport lebhaft interessiert, bedauert, von dem Entstehen des Diem'schen Werkes nichts gewußt zu haben; es wäre ihm damals eine besondere Freude gewesen, alle Fragen über japanische Reiterspiele an Ort und Stelle auf Grund der besten Quellen zu bearbeiten; aber auch heute sollte das möglich sein, wo in Kyōto ein „Deutsches Forschungsinstitut" besteht, und wo die Pflege des altjapanischen Kemari z. B. z. T. von denselben Persönlichkeiten wahrgenommen wird, die auch in Tōkyō den alten Hofreitsport pflegen. Ref. ist gern zur Auskunft bereit, welche hier zu geben, zu weit führen würde.

Raeder, Hans: **Platons Epinomis.** København: Ejnar Munksgaards Forlag 1938. (64 S.) 8° = Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser. XXVI, 1. Kr. 2.75. Bespr. von Wolfg. Schmid, Hamburg.

In dieser Schrift verteidigt der verdiente Platonforscher die schon in seinem Buch „Platons philosophische Entwicklung" (1905) aufgestellte These der Echtheit der Epinomis nicht ohne eine gewisse Gereiztheit gegen die Verfechter der gegenteiligen Annahme (Fr. Müller, Theiler, Pavlu u. a.). Es ist etwas Heikles um die Behandlung von Echtheitsfragen — die partikulare Beobachtung liegt vor aller Augen, aber es kommt auf ihre Einordnung in das Ganze des Beweisgefüges an —; das fühlt auch R., wenn er erklärt: „Ein Verteidiger der Echtheit einer platonischen Schrift hat unstreitig einen schwierigen Stand: wenn man nachgewiesen hat, daß die Widersprüche der angezweifelten Schrift mit den echten Dialogen Platons in der Tat nicht vorhanden sind, und daß dafür eine genaue Übereinstimmung besteht, heißt es sofort von der gegnerischen Seite: Ja, da sieht man eben, wie umsichtig der Nachahmer gearbeitet hat! ' (S. 23).

Nun, so liegen die Dinge denn doch nicht. Zumal seit der umsichtigen Weiterführung und Vertiefung, die Fr. Müllers Arbeit (1927) durch Theiler erfuhr (Gn. 7, 1931, 337ff.), weiß man, daß dem Autor der Epinomis bei seiner Variation von Gedanken namentlich des Timaios und der Nomoi Mißverständnisse unterlaufen — Platon selbst wird sich doch nicht verderben! Leider hat R. es sich bei der Widerlegung seiner Gegner zu leicht gemacht — das zeigt gleich seine Behandlung des Diog. Laert.-Zeugnisses III 25, 37: ehrliche Interpretation kann diese Stelle keineswegs so deuten (S. 4), „daß Philippos bei der Epinomis dieselbe Rolle gespielt habe wie bei den Gesetzen" (d. h. die Rolle nur des Herausgebers). R. will bei der Auseinandersetzung mit den Gegnern seiner Echtheitsthese nur „einige typische Beispiele" (S. 14) hervorheben: ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er in der grundsätzlichen Gesamtbeurteilung den Darlegungen der Gegenseite nicht gerecht wird. So muß man Müller zustimmen, der in der erschöpfenden Antwort (Gn. 16, 1940, 289ff.) allen Grund hat, sich nicht geschlagen zu geben.

Ägyptologie.

Bissing, Fr. W. Frhr. v.: **Der Fußboden aus dem Palaste des Königs Amenophis IV. zu el Hawata** im Museum zu Kairo. München: F. Bruckmann 1941. (47 S., 4 Textabb., 6 mehrfarb., 8 einfarb. Taf.) 2°. Halbleinenmappe RM 50 —. Bespr. von Rudolf Anthes, Berlin.

Die hier veröffentlichten, bis etwa 1,6 × 1 m großen Stücke eines bemalten Estrichs sind spätestens im Frühjahr 1900[1] ins Kairoer Museum, zwei dann ins Berliner Museum gelangt; als sicherer Herkunftsort ist schon damals El Hawata, das südlichste Dorf auf dem Gelände der alten Echnatonstadt von Amarna, genannt. Nach Angabe der Engländer, die 1922 das Schloß Maru-Aton bei El Hawata ausgegraben haben, waren die Stücke ebendort 1896 von

1) So, in Ergänzung zu Bissings Angaben, nach den Akten des Berliner Museums.

Barsanti aufgedeckt worden; sie hätten zu dem Fußboden des "water-court" gehört, eines überdachten Raumes, dessen Boden von einer Reihe T-förmiger Wasserwannen durchsetzt ist, und der wohl als eine Art schattigen Gartenersatzes in diesem Lustschloß gedient hat. Ein bündiger Beweis für diese genaue Herkunftsangabe ist nicht erkennbar, doch erscheint sie glaubhaft, zumal da Peet und Wolley gewiß gute Gründe dazu gehabt haben; jedenfalls entspricht die bei fast allen Stücken erkennbare, auf eine Kastenmusterung des Bodens hinweisende Einrahmung der besonderen Anlage des Brunnensaals und paßt zu den erhaltenen Resten seines Bodens. Auch ist ein andrer bemalter Fußboden bisher bei El Hawata anscheinend nicht gefunden worden; der von B. herangezogene Hinweis Daressys auf zwei bemalte Fußböden nördlich von Hagg Kandil führt irre, da das ein anderer Platz ist.

v. B. hat vor nunmehr 37 Jahren die Kairoer Stücke von dem Maler Reach farbig aufnehmen lassen, einen gemeinsamen Bericht über die Technik dieser Malereien veröffentlicht und eine Rekonstruktion des Bodens aufzeichnen lassen. Es ist dankenswert, daß er die Blätter jetzt in wirkungsvollen, großen Wiedergaben veröffentlicht und mit den inzwischen gewonnenen Erfahrungen und Kenntnissen bespricht, obgleich die Welthändel Reachs Notizen vernichtet und eine Überprüfung der Originale verhindert haben. Es ist ein äußerlich schönes, inhaltlich klares und aufschlußreiches Buch — leider allerdings befleckt durch einen unnötigen, persönlichen Angriff, der hier für den verstorbenen Betroffenen aufs entschiedenste zurückgewiesen werden muß.

Zur Maltechnik ist hier kurz zu sagen: die Farben sind mit Gummi oder Leim als Bindemittel auf trocknen Malgrund gepinselt, auf die gipshaltige feine oberste Schicht des Estrichs; zur Arbeitsweise: meist ohne Vorzeichnung, oft flüchtig, stets treffsicher, frei nach anscheinend wiederholt benutzten Vorlagen. Diesen Einleitungsfragen folgt die ausführliche Besprechung der einzelnen Stücke. Abgesehen von Teilen eines Kranzornamentes sind es, wie bereits angedeutet, Einzelbilder, meist von zwei nebeneinanderstehenden Pflanzenbüschen, öfters von springenden Rindern und flatternden Enten belebt. Der feinfühligen Führung durch die Bilder folgt man mit Gewinn und nur vereinzelt, wie bei dem vom Verf. mißverstandenen Kalbshinterteil auf Taf. 9, mit Widerspruch. Auch botanisch bemerkenswert sind diese Bilder, die zehn verschiedene Pflanzenarten zeigen, von Feigenbaum und buschartig dargestellter Dattelpalme bis Kornblume, Mohn und Winde; leider hat der botanische Mitarbeiter, Dr. V. Vareschi, seinen Beitrag infolge Kriegsdienstes nur sehr unvollständig liefern können. — Eine Äußerlichkeit der farbigen Tafeln sei hier noch erwähnt: sie zeigen alle einen auffallend rötlichen Grundton. Ist darin die Reproduktion wirklich richtig? Von den Berliner Stücken habe ich diese ausgesprochene Tönung nicht in Erinnerung, und Verf. spricht vom „gelblich-braunen Grund" der Bilder (S. 39).

Die Frage nach der Komposition des Fußbodens wird mit sorgfältig dargelegten Gründen dahin beantwortet, daß die jetzt etwas papieren anmutende alte Reach-Bissingsche Lösung trotz richtiger Beobachtungen und Schlüsse nicht aufrecht erhalten werden kann; aber auch die Einordnung der Stücke in den Fußboden von Maru-Aton durch die Engländer wird wegen einzelner Unstimmigkeiten abgelehnt. Auf die Notwendigkeit der Nachprüfung gewisser Einzelheiten an den Originalen ist hingewiesen, und mir scheint, daß Möglichkeiten einer besseren Klärung zu Gunsten von Maru-Aton bestehen. Jedenfalls müßte diese Lösung weiteren Versuchen zugrunde gelegt werden, da sie als einzige auf örtlichen Gegebenheiten beruht, und weil, wie Verf. darlegt, die übrigen bekannten Fußböden keine zur Rekonstruktion ausreichenden Ähnlichkeiten bieten. Wichtig ist die Übereinstimmung beider Vorschläge darin, daß das Kranzornament einen Weg bildet, entsprechend der Verwendung des Ornamentes der Bogenvölker auf dem großen Fußboden des Nordpalastes.

In den letzten Kapiteln stellt Verf. den Gegenstand in einen weiten Rahmen, auch hier in schöner Klarheit und höchst lehrreich auf Grund seiner umfassenden Kenntnisse. Die Vergleichsmöglichkeiten innerhalb Ägyptens sind allerdings gering, da außer der Zeit um das 14. Jahrhundert nur äußerst spärliche Reste von Zimmerbemalung bekannt sind; doch zeigen nicht nur die farbige Raumausschmükkung an sich, sondern auch Gegenstand und Ordnung der Bodenbilder gut ägyptischen Ursprung. Nicht überzeugt mich allerdings die Annahme, daß die Feldereinteilung des Tirynser Fußbodens von Ägypten her angeregt sei. Die Bildgestaltung in gerahmten Einzelfeldern ist, abgesehen von gegenständlich aufgezeichneten Listen, doch wohl vor Amarna kaum bekannt und auch später nicht sehr häufig, und ob die von Verf. beobachteten eingravierten Quadrate im Fußbodenstück eines MR.-Grabes wirklich als Ornament gedeutet werden dürfen, erscheint zunächst unsicher. Die durch Rahmung betonte Aufteilung des Fußbodens zu

Bildfeldern könnte in Hawata vielleicht aus den Erfordernissen des Raumes erklärt werden, und ein Zusammenhang mit Tiryns braucht nicht vermutet zu werden, wäre aber als Anregung von dort her immerhin denkbar. Der durchlaufende Fries dagegen, den Verf. S. 40 richtig den Einzelbildern gegenüberstellt, ist in der Streifengliederung ägyptischer Flächenkunst seit alters gegeben, und der motivische Vergleich könnte von den Amarnafußböden sogar noch weiter zurück gespannt werden bis zu den Medumgänsen, bei denen die Gruppen „Pflanzenbusch und Gans" auf zeitgegebene Art gestaltet und mit klar dekorativer Wirkung zusammenhängend gereiht sind. Im Palast Amenophis' III. und im Nordpalast von Amarna sind soweit erkennbar die Fußböden stets in durchlaufende Friese aufgeteilt, auch wo diese durch Säulenbasen unterbrochen sind: eine Einzelrahmung haben auch diese Zwischenstücke im großen Amarnafußboden nicht. In diesem Zusammenhang scheint ein Hinweis auf die in "Mural Paintings" Taf. 13 veröffentlichten beiden Wandbilder aus dem Palast Amenophis' III. nützlich; soviel aus den Abbildungen erkennbar ist, handelt es sich dort um je eine von Natur eng beschränkte Fläche auf einer Mauerzunge (?); da ist die gegenständliche Bildlösung der gerahmten Einzelgruppe „Rind und Papyrus" sehr anders als in Hawata, und dieser Unterschied kann nicht nur mit der Auflockerung des Stiles in Amarna und nicht mit der dekorativen Absicht beim Fußboden erklärt werden; vielmehr läßt mich dieser Vergleich die Feldereinteilung in Hawata als sekundär, als ein künstliches Zerhacken einer ursprünglichen Friesvorlage „Pflanzenbüsche, von Tieren belebt" empfinden.

Einleuchtend ist der Unterschied aufgezeigt zwischen den mehr repräsentativen Naturmalereien im Grünen Zimmer des Nordpalastes und den Fußbodenmalereien. Diese zielen mit sich wiederholenden, gleichförmigen Bildeinheiten offenbar auf dekorative Wirkung, sie erstreben aber auch innerhalb jeder Bildeinheit in erster Linie die Gesamtwirkung, und zwar durch gebrochene Töne und weiche Übergänge der Farben, durch Farbkontraste, unfeste Umrisse und trotz guter Naturbeobachtung doch gern schematische oder willkürliche Wiedergabe der Naturformen. Gerade in dieser gelegentlich skizzenhaft anmutenden Unbekümmertheit zeigt sich der Kunstwille Amarnas vielleicht am sichersten, und zwar im impressionistischen Sinne; Verf. weist darauf hin, daß für die Anwendung dieser Malweise kretische Vorbilder auflockernd gewirkt haben mögen.

Die Fragen nach Beziehungen Amarnas zur ägäischen Kunst und nach etwaigen Auswirkungen ägyptischer Raumaustattung auf römischen Hausschmuck läßt Verf. nicht aus den Augen und klärt sie überzeugend. Um das letzte vorwegzunehmen: Ähnlichkeiten in der farbigen Ausschmückung römischer und Amarnahäuser sind vorhanden, aber da alle Zwischenglieder fehlen, darf man von ägyptischer Einwirkung nicht sprechen, am wenigsten beim Mosaik, das nicht ägyptisch ist. Zwischen Kreta und Amarna bestehen offenbare Beziehungen, aber es handelt sich da immer nur um wechselseitige Anregung, niemals um sklavische Nachahmung. Etwas von dem, was Verf. in diesem Sinne als kretischen Einfluß deutet, habe ich schon oben genannt; weiter gehört dahin die Ausstattung der Räume mit Bildern der freien Natur, und unzweifelhaft ist der kretischen Art wenigstens verwandt, wie der Künstler das Verhältnis des Tieres zur Pflanze, das Tier in der Landschaft sieht. Es bleibt dabei, daß eine innere Verwandtschaft zwischen Kreta und Ägypten in dieser Zeit besteht, und daß die äußeren Beziehungen nachweisbare wechselseitige Eindrücke vermittelt haben. Dieses Verhältnis an einem wichtigen Beispiel aufs sorgfältigste dargelegt zu haben, ist nicht das geringste, aber doch nur eines der Verdienste dieses wertvollen Buches.

Volten, Aksel: **Kopenhagener Texte zum demotischen Weisheitsbuch** (Pap. Carlsberg II, III verso, IV verso und V). Hrsg. mit Transkription und Index. Kopenhagen: Einar Munksgaard 1940. (V, 73 autogr. S., 11 Taf.) 4° = Analecta Aegyptiaca. Consilio Instituti Aegyptologici Hafniensis edita. Vol. I. Dän. Kr. 30 —.

— **Das demotische Weisheitsbuch.** Studien und Bearbeitung. Kopenhagen: Einar Munksgaard 1941. (IV, 255 + X S.) 4° = Analecta Aegyptiaca. Vol. II. Dän. Kr. 45 —.

Bespr. von Hermann Kees, Göttingen.

Aksel Volten hat sich bereits in den 1937 erschienenen „Studien zum Weisheitsbuch des Ani" (Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelser XXIII, 3) auf dem Gebiete der ägyptischen Weisheitsliteratur bewährt, indem er darin Teilen eines wegen seiner Textverderbnis verrufenen hieratischen Buches Verständlichkeit abrang. Als Schüler von H. O. Lange mit sicheren Sprachkenntnissen ausgerüstet und guter Kenner des Hieratischen und Demotischen konnte Volten in der Richtung weiter arbeiten, die ihm sein Lehrer mit seiner ergebnisreichen Bearbeitung der Lehre des Amenemopet (Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelser XI, 2. 1925) gewiesen hatte. Es ist erfreulich, daß der europäischen Ägyptologie hier auf einem Gebiet, wo nach dem Tod der großen Könner Möller,

Sethe, Griffith besonders empfindliche Lücken blieben, Nachwuchs auftritt, der beste Tradition der ägyptischen Philologie fortsetzt. Jeder neue Einsatz zeigt, wie große Möglichkeiten sich gerade in der Ägyptologie dem soliden Sprachkenner bieten.

Die Handschriften des demotischen Weisheitsbuches, dessen Kopenhagener Bruchstücke V. bearbeitet hat, stammen alle erst aus der römischen Kaiserzeit, ihre Fassung geht aber sicherlich in vorptolemäische Zeit zurück (II S. 123f.). Die vier hauptsächlichen Fehlerquellen, die V. in den Anistudien für hieratische Schülerhandschriften feststellte, Schreibfehler, Hörfehler, Gedächtnisfehler des Diktierenden und bewußte Veränderung der mündlichen Überlieferung, haben sich ihm nun auch bei der Durchprüfung des viel jüngeren demotischen Weisheitsbuches als wirksam erwiesen; und indem V. systematisch solche Fälle aufspürt und in ihren Ursachen aufzuklären versucht, gewinnt er Anhaltspunkte zur Herstellung des ursprünglichen Sinnes. Auf diese Weise hat V. nicht nur die in den Bruchstücken der Carlsberg-Papyri II—V enthaltenen Textteile, die in dem umfänglicheren demot. Pap. Insinger wiederkehren, kritisch untersucht, sondern weitere Abschnitte dieses Buches, das trotz seiner Wichtigkeit als jüngste der erhaltenen Sammlungen ägyptischer Weisheitslehren noch in seiner letzten Bearbeitung durch Fr. Lexa (Pap. Insinger, 2 Bde. Paris 1926) kaum verwertbar war, verständlich gemacht (Ins. 1—29). Nun ist für die Geistesgeschichte der ausgehenden Spätzeit hier Wesentliches herauszulesen; und das ist um so wichtiger, als diese uns sonst in Kunst und Literatur eine gewählte Maske des Archaismus vorhält und darunter entscheidende Wandlungen verbirgt.

Hatte die auf dem Boden des Alten Reiches erwachsene Lehre des Ptahhotep (Pap. Prisse) ihre Lebensordnung mit starker Ausschaltung des Persönlichen erstrebt und bei ihrer Erziehungsaufgabe sich auf einen kleinen höfischen Kreis Gebildeter eingestellt, so wendete sich im ausgehenden Neuen Reich die Lehre des Ani an breitere Schichten, für die man bei vorsichtiger Anwendung des Wortes eine gewisse „Bürgerlichkeit" als Kennzeichen ansprechen darf (vgl. Anthes, Lebensregeln und Lebensweisheit der alten Ägypter, AO. 32, 2, S. 25f.). Die der Spätzeit angehörige etwa um 900 v. Chr. niedergeschriebene Lehre des Amenemopet hat mit dem von Volten untersuchten demotischen Weisheitsbuch als Zeitzeichen gemeinsam die unbedingte Religiosität als Fundament der Moral, die Ergebung in das göttliche Schicksal. Noch über Amenemopet hinausgehend wird aber die Lehre nicht auf Einzelfälle des Lebens abgestellt, sondern ist als allgemeingültige Regel gefaßt, woraus sich der sprichwortartige Charakter aller Sätze ergibt. Alles ist von Gott vorausbestimmt, selbst der Charakter einer Frau! Man muß sich mit den Erfahrungen des Lebens bescheiden, selbst mit scheinbar Verkehrtem (Paradoxa werden oft angeführt, vgl. II, S. 114f., 137f.), und eindringlich mahnt der oft wiederholte Schluß: „Das Glück und das Schicksal kommen, wenn er (Gott) es ihnen befiehlt." Gedanken in dieser Richtung kommen auch schon bei Ptahhotep vor, aber stehen dort längst nicht so im Mittelpunkt der Lehre. Jetzt vertraut man allein auf Gottes Gerechtigkeit und bescheidet sich, daß es dem Menschen unmöglich ist, Gottes Willen zu verstehen. Deshalb wird schließlich auch vor eigenmächtiger Rache als Eingriff in das göttliche Walten der Vergeltung gewarnt (25. Lehre, vgl. II, S. 128, 139 und Voltens Beitrag in Miscellanea Gregoriana [1941] „Ägyptische Nemesisgedanken) Die skeptischen Töne einer um die äußeren Lebenserfolge betrogenen Zeit — und eine solche war die ägyptische Spätzeit — klingen nunmehr viel resignierter, als einst in der aufgewühlten Herakleopolitenzeit nach Zusammenbruch des gewaltigen Alten Reiches. Trotzdem ist eindrucksvoll, wie sich das altägyptische Idealbild im innersten Wesen erhalten hat. Entscheidend steht im demotischen Weisheitsbuch im Mittelpunkt die Selbstbeherrschung „das Gleichgewicht", wie es V. übersetzt (S. 126, 130). Es ist herausentwickelt aus dem älteren Idealbild des „richtigen Schweigens" eines Mannes, der sich ohne Widerspruch in die gegebene göttliche und staatliche Ordnung einfügt. Es gilt sowohl im geistigen als im sinnlichen Bereich, und für die Kunst der Menschenführung („Belohnung und Stock halten Gleichgewicht in der Hand des Klugen", Ins. 3, 19). So wird wie in alten Zeiten vor jedem Übermaß gewarnt, auch vor Übermaß der Tugend, die jeden Lebensgenuß versagt. Sparsamkeit ist z. B. gut, wenn sie nicht übertrieben wird (16. Lehre s. II S. 113/14), und „Wein, Essen und Weib sind gute Dinge, und das Schlimmste des Alters ist, sie entbehren zu müssen" (Ins. 17, 11—14 vgl. 18, 22), aber Übertreibung ist schädlich. „Es gibt den, der im Elend stirbt, wegen Gefräßigkeit. Das Böse, das dem Toren geschieht, bringt (ihm) sein Bauch und sein Phallus" (Ins. 5, 23—6, 1). Man ist also vom Asketentum der Koptenzeit noch weit entfernt und bekennt sich zu einem Lebensideal des Lebensgenusses mit klugem Herzen, wie es eine von mir kürzlich behandelte Idealbiographie im Munde eines hohen Amons-

priesters um 770 v. Chr. fordert (ÄZ. 74 S. 73f.). „Die Tugend ist für den demotischen Verfasser, wie in der aristotelischen Philosophie, ein Mittelding zwischen zwei Lastern, und sie darf deshalb nicht übertrieben werden" formuliert Volten (S. 138). In diesem Sinne ist der ägyptische Weise bis zuletzt der große Praktiker von früher geblieben, dem Erfolg im Leben stets der beste Beweis gottgewollter Richtigkeit ist. Sonst überwiegt das allgemein Ethische das eigentlich religiös Dogmatische, eine Einstellung, die sich auch aus gewissen Biographien der Spätzeit herauslesen läßt[1]. Da diese Lehre in ihrer Schicksalgebundenheit, ebenso wie schon bei Amenemopet, fatalistische Züge trägt, findet sich bei ihm und im demotischen Weisheitsbuch keinerlei Hinweis mehr auf das Totengericht im Jenseits, das für das Totenbuch des NR wesentlich ist. Das Begräbnis ist Gottes Gnade für die Frommen, aber die eigentliche Wiederbelebung liegt darin, daß der Name auf Erden weiterlebt (Ins. 2, 11—12).

Alle diese subtilen Dinge sind von Volten mit Sorgfalt und Verständnis entwickelt. Gelegentlich mahnt eine gewisse Neigung zu Vergleichen mit gedanklichen Kategorien der griechischen Philosophie zur Vorsicht (z. B. S. 128 „in einer Weise, die mitunter ganz stoisch anmutet", anderswo Hinweise auf aristotelische Gedankengänge s. o.). Im ganzen wird man Voltens Ergebnisse als einen sicheren Gewinn für die Erkenntnis ägyptischer Wesensart an der Zeitenwende ihres Unterganges in der antiken Welt mit Dank hinnehmen.

Keilschriftforschung.

Hrozný, Prof. Dr. Bedřich: **Die älteste Geschichte Vorderasiens.** Prag: Melantrich A. G. 1940. Alleinvertrieb für Deutschland: C. F. Schulze & Co., Plauen i. V. (170 S. mit drei Karten, einer Tafel und vielen Illustrationen). Gr. 8°. RM 10.—.

— **Ueber die älteste Völkerwanderung und über das Problem der proto-indischen Zivilisation.** Ein Versuch, die proto-indischen Inschriften von Mohendscho-Daro zu entziffern. Prag: Orientalisches Institut 1939. (24 S., 21 Taf.) gr. 8°. = Monografie Archivu Orientálního, ed J. Rypka. Vol. VII. K. 60.—. RM. 6.—. Bespr. von Wilhelm Brandenstein, Graz.

Die „älteste Geschichte Vorderasiens" ist eine vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung eines Bandes aus der achtbändigen, für weitere Kreise bestimmten „Dějiny lidstva" (Geschichte der Menschheit). Gegenüber dem tschechischen Original hat H. S. 150ff. ein Kapitel über das kretische Problem und seine Lösung hinzugefügt, eine erste vorläufige Mitteilung des Verfassers, wofür die ausführliche Begründung im ArOr in Aussicht gestellt wurde. Schon daraus ersieht man, wie man, im ganzen genommen, die Schrift aufzufassen hat: es liegt eine Mischung von objektiver Darstellung mit den neuesten, oft sehr gewagten Hypothesen des Verfassers vor. Nimmt man dies in Kauf, so wird man das Buch, das mit zahlreichen, meist vorzüglichen und oft ganz neuen Bildern ausgestattet ist, fesselnd und anregend finden.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt: Asia und Europa wird S. 16 von babyl. *aṣû* „aufgehen" und *erebu* „untergehen" abgeleitet. Vom Standpunkt des Babyloniers liegt aber Asien (das ist ja „Kleinasien") westlich, also gegen die untergehende Sonne! Die Etymologie wäre also nur dann möglich, wenn die Wörter von Babyloniern gebildet worden wären, die in der Ägäis gesessen sind! — Auf der Tafel S. 48 werden die Tocharer vom Uralfluß hergeleitet. Aber da die Tocharer das *Lachs*wort kennen und der Lachs nur viel weiter im Westen vorkommt, müssen die Tocharer mindestens von der Ostsee hergeleitet werden. — S. 51 wird der Name des Kaukasus gedeutet, und zwar als „das Land Kas der Metalle", zusammengesetzt aus einem indogerm. Wort (vgl. tschechisch kov „Erz") und einem vorderasiatischen Eigennamen Kas, den H. in allen möglichen Namen wiederfindet (z. B. Kaspioi, Kazbek!). Dem gegenüber scheint mir Kretschmers Deutung (KZ 55, 1928, 100f.) viel ansprechender, der von der älteren Form Crucasis ausgeht und das Wort als indisches Wort („vom Eis glänzend") sachlich und sprachlich einleuchtend deutet. — S. 111 wird angenommen, daß die „Lûiter" etwa 500 Jahre vor den Hethitern nach Kleinasien gekommen seien. Diese Ansicht stützt sich lediglich auf zwei Umstände; erstens, daß die luwische Sprache stärker vermischt ist, und zweitens, daß die „Lûiter" südlich von den Hethitern saßen. M. E. reichen diese Gründe in keinerlei Weise aus. Die starke Umformung des Luwischen erklärt sich ganz einfach daraus, daß die Oberschicht ganz dünn war. Für die südlichere Lage (gegenüber den Hethitern) genügen einige Jahrzehnte Vorsprung. — S. 113. Bei der Behandlung des berühmten Pferdebuches hätte erwähnt werden müssen, daß dieser wichtige Text mit Übersetzung und Erläuterung jetzt in ausgezeichneter Weise in dem Buch von H. A. Potratz, Das Pferd in der Frühzeit (Rostock 1938) zugänglich ist. — S. 114 wird bab. *sisû* „Pferd" aus einer idg. Satəmsprache abgeleitet (z. B. ai. aśva-). Das ist lautlich unmöglich. — S. 120 wird der Name des Apollon von bab. *abullu* „Tor" abgeleitet. Sehr unwahrscheinlich, da Apollon primär nichts mit dem Tor zu tun hat und die alte Etymologie von Prellwitz (neue Begründung durch Kretschmer, Glotta 13, 1924, 242) viel besser ist. — S. 144 wird die Sibylle zu bab. *šibtu* „die Alte" gestellt (unwahrscheinlich).

In der zweiten Publikation versucht H., die proto-indischen Inschriften zu deuten. Obwohl alle Umstände dagegen sprechen, daß es sich um eine indogermanische Sprache handelt (in den Funden kein Pferd; trotz starker Rassenmischung kein einziger nordischer Schädel usw.), glaubt H. dennoch, darin eine dem

1) Näheres hierzu wird die noch ungedruckte Göttinger Habilitationsschrift meines Schülers Dr. Eberhard Otto bringen.

Hethitischen verwandte Sprache zu erkennen. H. geht davon aus, daß eine Reihe von proto-indischen Zeichen Ähnlichkeit mit den hethitischen Hieroglyphen haben und liest (S. 20f.) auf diese Weise eine Reihe von Eigennamen, die im alten Vorderasien Anklänge haben, aber in keiner Weise indogermanisch anmuten (z. B. Akuja, Ikuja, Takuja, Kuja). Dann behandelt er ein Siegel aus Ur, dessen Siegeltier im proto-indischen Stil geschnitten ist. Die drei Keilzeichen liest H. SAG *Ku-ši* „Fürst des Landes Ku-ši". Nun vermutet H., daß dieses Land auch in den proto-indischen Inschriften vorkomme und greift (S. 13) eine Inschrift heraus, die ein Zeichen enthält, das in den hethitischen Hieroglypheninschriften als Supplementzeichen an Stadtnamen angehängt wird, und liest nun die beiden vorhergehenden Zeichen ohne Angabe von Gründen und ohne daß diese Zeichen irgendwelche Ähnlichkeiten mit den heth. Hieroglyphen hätten, als *Ku-ši*! — In einem zweiten Fall liest H. (3. 14) mit Hilfe der heth. Hieroglyphen *na-sa* (wobei allerdings das erste Zeichen auch nu oder n gelesen werden könnte). Er findet diese Zeichengruppe noch mehrmals, und zwar in den Formen na-sa-s, na-sa-e und na-sa. Jedesmal steht aber ein anderes Zeichen voran. Jedes dieser Zeichen (S. 15) kann mit einiger Phantasie als Schema eines Hauses betrachtet werden. Nun nimmt H. an, daß diese Zeichen Determinative sind (drei verschiedene für denselben Begriff!) und daß daher *na-sa* „Haus", „Palast" bedeute, wobei H. die grammatischen Verschiedenheiten als Genetiv usw. auffaßt. Da dieses *nas-* an indogermanisch **nes-* „wohnen" erinnert, sei damit der erste Beweis für den indogermanischen Charakter dieser Sprache geliefert. — Auf einem anderen Text (S. 15) liest H. si-ja-n-ta-si-e und vergleicht das Wort mit hethitisch *sijatar*, Genitiv *sijannas* „Siegel". Dagegen ist folgendes einzuwenden. H. hat noch zwei andere Wörter, nämlich *si-s(a)* und *a-si-a* als „Siegel" bestimmt. Er hält weiters verschiedene andere Zeichen für Ideogramme für „Siegel", was zusammengenommen unwahrscheinlich ist. Dazu kommt, daß die Lesung von *sijantasie* zum Teil aus der Luft gegriffen ist. Das erste Zeichen gleicht nach H. der hethitischen Hieroglyphe *s(a)*[3]. Die Wertung *si* ist demnach aus der Luft gegriffen. Nach *ja* kommt das Zeichen", das H. in einem anderen Fall als Worttrenner auffaßt (S. 14), hier aber einfach ausläßt! Das vierte Zeichen gleicht der Hieroglyphe *nu* (auch *nà* und *n* gelesen); das nächste Zeichen hat keinen Vergleich und wird von H. ohne Begründung als *ta* gedeutet. Das vorletzte Zeichen hat ebenfalls keine Parallele, es gleicht entfernt einem Siegel an der Schnur und wird daher *si* gelesen. Schließlich macht H. keinen Versuch, Wortbildung und Flexion als indogermanisch nachzuweisen (was auch nicht möglich wäre).

Trotz dieser schwerwiegenden Einwände behält die Schrift ihren Wert durch die meist überzeugenden Vergleiche zwischen den proto-indischen und den hethitischen Hieroglyphen, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß auch die heth. Hieroglyphen durchaus noch nicht restlos gesichert sind und es außerdem durchaus nicht selbstverständlich ist, daß alle Zeichen bei der Übernahme ihren Wert beibehalten haben. Man denke nur an den verschiedenen Wert von Alphabetzeichen bei den griechischen Stämmen.

Falkenstein, A.: Topographie von Uruk. 1. Teil: Uruk zur Seleukidenzeit. Leipzig: Otto Harrassowitz [1941]. (VIII, 58 S., 3 Taf.) 4° = Ausgrabungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka. Band 3. RM 8 —. Bespr. von E. Douglas van Buren, Rom.

The work under consideration is a triumphant proof of how much can be learnt concerning the topography of an ancient city by an exhaustive study of the texts in combination with the information afforded by the scientific and carefully observed excavation of the site, even if that excavation has extended over only part of the area. Only a scholar with an extensive knowledge of the texts could have performed such a task, and one, too, who had the insight to extract the utmost value from every source, religious, commercial, historical documents, casual allusions to temples, mention of a canal, a city-gate, the symbol of a divinity. For here the author has demonstrated repeatedly how details of the buildings are explained and illuminated by literary references which, until the material evidence was forthcoming, seemed obscure or unimportant.

The subjects treated are the great Rēš-sanctuary of Anu and Antum with the ziqurrat, the Irigal-temple of Ištar and Nānâ, Eanna, the akītu-houses, and the city area comprising city-gates, dwelling quarters, temples, streets, and canals.

The author points out that whereas throughout the whole of the historical period until the fall of the Assyrian Empire Inanna, worshipped in her sanctuary Eanna, was the chief divinity of the local pantheon, in the Seleukid period the cult of the Sky-god Anu predominated over all the others, although in historic times he did not play an important rôle in myth, cult, or folklore. Nevertheless, there are grounds for believing that in very

early times his cult was important or even supreme. Here the author's allusion to two primitive settlements, clustered round their respective sanctuaries and later combined to form the city of Uruk, is illuminating (S. 34). In early religious literature there are hints of strife between Anu on his ziqurrat and Inanna reigning in Eanna, reproaches that the goddess had usurped the position previously occupied by her 'father" Anu, and priestly attempts to conceal or gloss over these divergencies in poems relating how Anu donated to his "beloved daughter" the temples and powers which had formerly been his own. These details and the very conformation of the terrain lend weight to the author's surmise.

The present penetrating analysis shows what a wealth of topographical and cult information can be derived from Anu'uballit's record of his restoration of the *Rēš*-sanctuary, rendering it possible to identify most of the entrances, courts, and rooms which have been excavated. The discussion of the Room of the golden bed of Antum" is a brilliant example (S. 25f.), for it proves that it must be identified with Room 18 in the temple of Antum, that it was called é-NIR, that there was an é-NIR in the temple of Nanâ also, and that in both cases the chamber was dedicated exclusively to rites in connexion with the consummation of the sacred marriage. The ritual text VAT 7849, I: 3 mentions the golden *nasappī* of Ištar and those of Anu and Antum which the author correctly translates Teller" (SS. 13, 25). Other evidence, however, shows that the term was frequently applied to the golden disks mounted on poles to serve as the emblems of various deities. Evidently in this case when the divinities had seated themselves in the *Ubšukkinakku*, identified as the Middle Court, their "standards" were erected before them, just as at Aššur the great square near the Gurgurri-Gate was called *tarbas nišê*, because the emblematic disks of the gods were set up in it[1]. In connexion with this assembly of the gods it is to be noted that although the text is explicit as to whether a divinity was seated to right or left of Anu, or facing him, none of these cult bases or "seats" were discovered in the course of the excavations with the exception of the principal one for Anu himself (SS. 20, 22). A possible explanation of this fact might be that these divinities did not always occupy "seats" in the court or anteroom of Anu's cella, but paid an annual visit for the celebration of this festival and then withdrew to their own shrines; consequently their "seats" were not permanent constructions, but could be removed when the ceremonies came to an end.

AO 6460, Rev. 9—10 describes a rite performed at night, during which the guardians of the temple entrances, Papsukal, Nusku, and Usmû, passed in procession from the *Ubšukkinakku* into the street, and subsequently returned to the temple, each one entering by the doorway which was his particular charge. This leads to an identification of the outer doorways and the exact location within them of the shrine of the divine door-keeper, together with an attempt to ascertain the position of the shrine of *kù-sù* who in other texts is associated with the three gods above-mentioned.

Anu'uballit also restored the Irigal-sanctuary of Ištar and Nanâ, here identified with the so-called Südbau". In it a calcined wooden cult statue came to light, sufficiently preserved to show that originally it represented a female figure. The epithet of the presiding deity, Gasan-irigal, Mother of Kullaba", raises the question whether Kullaba was a town in the vicinity of Uruk, or whether in the time of the Dynasty of Isin Uruk and Kullaba were regarded as one city (S. 33). If in the Seleukid period Ištar was worshipped mainly in the Irigal-sanctuary where she was subordinated to Anu in his near-by temple, it is a proof of the essential divergencies from earlier cult traditions when, enthroned in Eanna, she dominated everything.

Eanna was, however, still in existence in Seleukid times. The ziqurrat was twice revetted, entailing radical changes in the plan of the precinct. The excavations furnished no evidence to reveal what, if any, religious significance the ziqurrat possessed in the Seleukid period; but it is possible that the Karaïndaš temple was still in use, for traces of Seleukid workmanship were found there. Eanna is mentioned in lists of sacrifices, and AO 6549: 4—5 states that the rites of the sacred marriage were performed in é-NIR in Éhili'anna, the temple of Nanâ which in Late Assyrian and Neo-Babylonian times is known to have been in the Eanna precinct.

The question of the Processional Way from the temple of Anu and Antum to the building where the *akītu* festival was celebrated is a difficult one owing to insufficient material evidence, as large parts of the city are still unexcavated. Nevertheless, the author's extraordinary knowledge of the site and the texts has enabled him to trace the probable route

1) Weidner, AfO XIII (1940), S. 158.

by road, by canal, and again by road through the city-gate and out into the country beyond to the vestiges of a building which seems to fulfill all the requirements for its identification as the *akītu*-house.

This work is so full of valuable material and interesting problems that scholars will need to study it, every specialist from his own standpoint, whether it be philology, history of religion, archaeology, or even architecture or details of daily life. But they will all unite in thanking Professor Falkenstein for having given us this treasure-house of information, and in lauding him for the patient investigations and brilliant perspicacity which have enabled him to achieve such successful results.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Palästinajahrbuch des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft d. Hl. Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Verwaltungsrates hrsg. von A. Alt. 36. Jahrgang (1940) (104 S.) und 37. Jahrgang (1941) (104 S.) 8°. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1940 u. 1941. Je RM 4,—; geb. 5,25. Bespr. von Joh. Herrmann, Münster i. W.

Der 36. Jahrgang wird mit einem Aufsatz von M. Noth eröffnet. Unter dem Titel „Der Wallfahrtsweg zum Sinai (4. Mose 33)" bietet Noth eine Untersuchung zu Num. 33, 3—49. Dieses Stationenverzeichnis folgt im großen ganzen genau dem Gang der Erzählung in Ex. bis Num, und zwar schon in deren letzter uns vorliegender Form, aus der es offenbar ein an den Ortsnamen orientierter Auszug ist. Noth knüpft nun an die auffällige Erscheinung an, daß etwa die Hälfte der Ortsbezeichnungen in der Erzählung von Ex. bis Num. völlig fehlen und daß diese sich als ein Verzeichnis der Stationen zwischen Palästina und dem Sinai darstellen. Er spricht die Vermutung aus, daß der Weg zwischen Palästina und dem heiligen Berg gewiß ein regelmäßig begangener Wallfahrtsweg gewesen sein werde, verkennt nicht, daß allerdings im A. T. nur ein einziges Mal von einer Wallfahrt zum Sinai die Rede ist, 1. Kön. 19, will aber mit der Vermutung einmal als Arbeitshypothese operieren und durch Einzeluntersuchung ihre Haltbarkeit prüfen, indem er also dieses zweite Stationenverzeichnis, das nicht aus Ex. bis Num. stammt und demnach eine selbständige Quelle darstellt, als eine Ortsnamenliste zu dem Wallfahrtsweg von Palästina zum Sinai annimmt (die die Orte dann vermutlich nicht in der Richtung Sinai-Palästina, sondern umgekehrt aufführte). In exakter Einzeluntersuchung geht er zunächst dem Weg bis Ezeon-Geber nach, und wenn sich dann fragt, ob der Weg auf der Westseite oder Ostseite des Golfes von Akaba weiterläuft, setzt er sich für die letztere Möglichkeit ein, was für die Lage des Sinai zu dem Ergebnis führt, daß er in Nordwestarabien, etwa in dem Vulkangebiet von tebuk, zu suchen sei. Die an wertvollen Einzelbeobachtungen reiche Abhandlung läßt allerdings das Bedenken nicht ganz übersehen, daß wir von den Sinaiwallfahrten, worauf Noth ja selbst aufmerksam macht, im A. T. außer jener, freilich ganz singulären Reise des Elias (die man als Zeugnis für irgendwie bestehenden Brauch nicht verwerten kann) nichts hören; Steuernagel möchte darum (ZDPV. 64, S. 257) lieber an die Stationen eines Handelskarawanenweges denken (wogegen Noth seinerseits Einwände erhoben hat). — K. Galling legt unter dem Titel „Judäa, Galiläa und der Osten im Jahre 164/63 v. Chr." eine territorialgeschichtliche Studie zu 1. Makk. 5 vor. Die literarische Analyse führt ihn zu dem Ergebnis, daß in 1. Makk. 5 zwei auf besondere Niederschriften zurückgehende Berichte enthalten sind. Der eine (V. 3—8. 65—68) hat es ausschließlich mit Unternehmungen des Judas zu tun, die alle in der Nähe von Judäa spielen; den „Söhnen Esaus in der Akrabattene" gilt die erste (V. 3), den „Söhnen Esaus im Südland" eine andere (V. 65). Hingegen handelt es sich in dem andern Bericht (V. 1—2. 9—64) um Feldzüge mehrerer Anführer zumeist in größerer Ferne und mit dem Ziel der Umsiedlung gefährdeter Volksgruppen. Für die richtige historische Verwertung des Kapitels ist die Erkenntnis entscheidend, daß die im ersten Bericht genannten Aktionen schon in die Zeit vor der Tempelweihe (1. Makk. 4) fallen, die Expeditionen nach dem Norden Palästinas, denen der zweite Bericht gewidmet ist, in die Zeit nach der Tempelweihe. Daß der Verf. des 1. Makk. eine abweichende Anordnung durchgeführt hat, läßt sich, so führt Galling aus, leicht daraus erklären, daß ihm daran liegen mußte, die Wiederherstellung des Tempels als nächstes und eigentliches Ziel der makkabäischen Bewegung alsbald zur Sprache zu bringen, nachdem er von der Vertreibung des Landesfeindes hatte berichten können, und zum andern ergab sich ihm dann die Möglichkeit, alle Kämpfe, die er anschließend darstellen wollte, als Vergeltungsmaßnahmen gegen den Zorn der Nachbarvölker erscheinen zu lassen, der sich nach seiner Meinung gerade an der Wiedereinführung des Jahwekultus in Jerusalem entzündete. Die Untersuchung bereichert und vertieft unsere Kenntnis und unser Verständnis der im 1. Makk. 5 geschilderten makkabäischen Feldzüge wesentlich.

Den übrigen Teil des Bandes bestreitet der Herausgeber selbst. In Fortsetzung der Aufsatzreihe „Galiläische Probleme" (inPJB. 33 bis 35) stellt Alt die Vorstufen der Eingliederung Galiläas in das Römische Reich dar; auch das Interesse dieses Aufsatzes geht über den scheinbar spezialistischen Gegenstand weit hinaus. (Einen eingehenden Überblick über den Inhalt der ganzen Aufsatzreihe habe ich in der Zeitschrift „Die Welt als Geschichte" 1941, S. 234ff. gegeben.) — Durch eine wichtige Abhandlung im vorhergehenden Jahrgang des PJB. „Erwägungen über die Landnahme der Israeliten in Palästina" hatte Alt seine früheren Arbeiten über den Gegenstand bedeutsam weitergeführt. Ein Aufsatz „Emiter und Moabiter" im vorliegenden Jahrgang soll das Bild, das er dort von der Landnahme der Israeliten entworfen hat (vgl. meine Besprechung OLZ 1941, S. 61ff.) dadurch weiter sichern, daß Alt ähnliche Entwicklungen wie bei den Israeliten bei den von diesen selbst als ihnen verwandt betrachteten transjordanischen Nachbarn aufzuweisen sucht. Unbeschadet aller durch Natur und Geschichte bedingten Abweichungen, sagt Alt, kann man erwarten, daß sich bei Edomitern, Moabitern, Ammonitern und Aramäern die Landnahme in derselben gesetzmäßigen Stufenfolge vom bloßen jährlichen Weidewechsel zwischen Wüste und Kulturland zum dauernden Verbleiben in diesem, von der nahezu ausschließlichen Pflege der Viehzucht zum allmählichen Überwiegen des Ackerbaus und endlich vom Wohnen in Zelten zur Errichtung von Häusern und zur Ansiedlung in Dörfern vollzogen hat. Nun bekommen wir allerdings von den Schriftstellern des A. T. über die Vorgeschichte jener Nachbarn kaum Auskünfte, aber wir erfahren wenigstens die Namen von älteren einheimischen Bevölkerungen des Ostjordanlandes, mit denen sich jene bei ihrer Besitzergreifung der Landschaften auseinanderzusetzen hatten: Horiter, Emiter, Samsummiter (Susiter), Amoriter, eine Namenreihe, die nach Alt auf guten Überlieferungen beruhen muß, und neuerdings hat auch die archäologische Forschung sich der Untersuchung der Siedlungsgeschichte des Ostjordanlandes in jener alten Zeit zugewandt, so daß für den südlichen Teil, vom Jabbok bis zum Roten Meer (dank der Forschungen von Glueck) deren Gesamtverlauf in den Grundzügen feststeht. Alt wertet die Ergebnisse Gluecks im Sinne seines Problems aus und stellt daneben die geschichtliche Auswertung der Stele von bālū'a, einer bedeutenden Ortslage an einem südlichen Seitentale des Arnon; die Stele trägt eine Inschrift in einer der kretischen Schrift der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends verwandten Schrift und eine etwas jüngere, aus dem 12. (13.—11.) Jahrhundert stammende Reliefdarstellung; Alt macht wahrscheinlich, daß die Errichtung der Stele und die Inschrift den Emitern zuzuschreiben ist, während das Reliefbild auf einen moabitischen Fürsten zurückgeht. — Am Schluß des Bandes beginnt Alt mit einer Serie kleinerer Artikel unter dem Titel „Lesefrüchte aus Inschriften". Der erste gilt der Verwaltungsgeschichte der Provinz Arabia; beim dritten handelt es sich um einen Grenzpunkt der Provinz Phoenice maritima; im zweiten legt Alt einiges neues Material zu den Götternamen vom Typus „Gott des (Menschen) N. N." vor, die er in seinem Buche „Der Gott der Väter (1929)" zum Ausgangspunkt einer sehr interessanten Untersuchung zur ältesten Religion der Israelstämme gemacht hatte.

Der soeben erschienene 37. Jahrgang wird eröffnet mit einem Nekrolog auf Gustaf Dalman, in welchem der Herausgeber aus dem reichen Lebenswerk des hochverdienten Forschers das Herzstück herausgreifend eine vornehme und gültige Würdigung alles dessen darbietet, was Dalman in seiner Tätigkeit als erster Vorsteher des Instituts von 1902 bis 1917 und darüber hinaus bis an sein Lebensende für diese Anstalt und für die Palästinaforschung überhaupt geleistet hat. — In dem folgenden Aufsatz „Die älteste Schilderung Palästinas im Lichte neuer Funde weiß Alt ertragreiche neue Beobachtungen zur Geschichte des Sinuhe im Zusammenhang mit neuen Funden aufzuzeigen und für die Sinuhegeschichte wie für die aus ihr zu gewinnenden Erkenntnisse der ältesten Geschichte Palästinas fruchtbar zu machen. Bekanntlich kommt Sinuhe auf seinem Fluchtwege über Kpnj (Byblos) nach ‚Ḳdm' (der Wüste östlich des Kulturlandes von Syrien), und nachdem er sich dort einundeinhalb Jahr aufgehalten hat, wird er von dem „Herrscher des oberen Rṯnw" eingeladen, und es folgen nun eine Reihe von farbig ausgemalten Szenen über seinen Aufenthalt in Rṯnw bis zu seiner schließlichen Rückkehr nach Ägypten, so daß also der Aufenthalt in Rṯnw das eigentliche Kernstück der Erzählung bildet. Für die viel erörterte Frage nach der Lage von Rṯnw gibt leider die Erzählung keine sichere Antwort, auch nicht die zahlreichen Erwähnungen von Rṯnw in Texten des Neuen Reiches, die eher die Unsicherheit vergrößern. Alt weist nun auf eine Anzahl neuer Belege zu Rṯnw in Tempel- und Grabinschriften hin, unter denen einige Inschriften des Mittleren Reiches darauf

führen, daß wir Rṯnw im Kulturland von Palästina und zwar vermutlich in dessen südlichem Teil suchen müssen. Er hat seinerseits schon früher die Identität von Rṯnw mit dem Rṯnw der Palästinaliste Thutmosis III'. geltend gemacht, das in der südlichen Küstenebene des Landes gelegen haben muß. Zu dieser Lokalisierung stimmt auch, was die Sinuhegeschichte über die Landesnatur von Rṯnw sagt. Dagegen war es ein unerklärlicher Widerspruch, daß die Lebensverhältnisse der Bewohner entschieden mit den Merkmalen des Nomadentums gekennzeichnet sind. Die Frage war: hat das seinen Grund in der Willkür des Erzählers, oder hat es das geschilderte Nomadentum als herrschende Macht auf dem Kulturboden Palästinas im 20. Jahrh. v. Chr. tatsächlich gegeben? Eine Entscheidung konnte mit dem bisherigen Material nicht gegeben werden. Da macht nun Alt auf die sogenannten Ächtungstexte aufmerksam, die Sethe 1926 herausgegeben hat und zu denen jetzt weitere Texte gekommen sind, die Posener in den letzten Jahren gefunden und zum Teil auch schon veröffentlicht hat. Die Posenerschen Texte gehören frühestens dem 19. Jahrh. an, die Setheschen sind etwas älter, aber auch nicht älter als das 19. Jahrh., reichen also nicht ganz, aber doch nahe an die Zeit der Sinuhegeschichte heran. Als ein besonders wichtiges Ergebnis der Posenerschen Texte hebt Alt hervor, daß die politische Struktur des Landes offenbar schon zu Anfang des 2. Jahrtausends und vermutlich auch schon vorher dieselbe Neigung zur Aufspaltung in kleinste Herrschaftsgebilde zeigt, die uns aus der zweiten Hälfte des Jahrtausends durch die Denkmäler des Neuen Reichs mit Einschluß der Amarnabriefe und ebenso durch die Überlieferung des A. T. über die Zeit der vorisraelitischen Staatenbildung bezeugt ist. Es läßt sich beobachten, daß in der Zeit der Ächtungstexte einzelne Territorien in zwei oder mehrere Herrschaftsbereiche aufgeteilt waren, was eine Störung früherer Zustände bedeutet. Als Grund dieser Störung macht Alt die Auswirkung eines Landnahmevorgangs wahrscheinlich, des ersten, den wir in Palästina beobachten können. Dann sind die in den Ächtungstexten genannten feindlichen Völkerschaften und Fürsten wenn nicht durchweg, so doch zum größten Teil aus der Wüste auf den Boden des Kulturlandes übergetretene Stämme und ihre Häuptlinge, die sich, soweit sie die vorbefundenen festen Orte nicht sogleich in ihre Gewalt zu bringen vermochten, in ihrer Nähe niedergelassen und eigene Herrschaften gebildet haben; daher das Nebeneinander mehrerer Herrschaften um so manchen alten Ort. Ist alles dies richtig, so kann die Glaubwürdigkeit der Sinuhegeschichte in der Schilderung palästinischer Zustände nicht mehr bezweifelt werden, und zugleich bekommt die Bezeichnung „das obere Rṯnw" einen guten Sinn: es ist offenbar der höher gelegene Teil des alten Territoriums von Rṯnw, der jetzt von diesem abgetrennt ist und unter einem eigenen Herrn steht, also, wenn wir Rṯnw in oder an der südlichen Küstenebene Palästinas zu suchen haben, das östlich angrenzende Hügelland. — M. Noth eröffnet eine Aufsatzreihe „Beiträge zur Geschichte des Ostjordanlandes" mit einer längeren Abhandlung über „Das Land Gilead als Siedlungsgebiet israelitischer Sippen". In einer kritischen Einleitung entwickelt er als Aufgabe „die israelitische Ansiedlung östlich des Jordans unter Absehen von der vereinfachenden und schematisierenden Darstellung des deuteronomistischen Überlieferungswerkes auf Grund der in dieses Werk verarbeiteten älteren Überlieferungen und auf Grund anderweitiger literarischer Quellen im einzelnen zu untersuchen". Die Untersuchung gilt zuerst dem Land Gilead im ursprünglichen engeren Sinn und seinen israelitischen Bewohnern, zeigt dann die Ausdehnung der Bedeutung des Namens Gilead und der israelitischen Siedlung auf das Land nördlich des Jabbok, verfolgt weiterhin, welche Rolle das Land Gilead unter den ersten Königen und nachher als Teilgebiet des Nordreiches gespielt hat, und tut abschließend dar, wie das Land Gilead für das Volk Israel als Wohngebiet eines Teiles seiner Glieder mit zu der Welt gehörte, in der es lebte und aus deren Erscheinungen sich das ihm geläufige Gut an Vorstellungen und Bildern gestaltete, und wie seine Zugehörigkeit zum israelitischen Siedlungsgebiet in das geschichtliche Bewußtsein des Volkes einging. Die ertragreiche Untersuchung erfreut durch die bei Noth gewohnte methodische Vortrefflichkeit. — Am Schluß des Bandes setzt Alt die im vorigen Jahrgang begonnene Serie „Lesefrüchte aus Inschriften" fort. Er teilt zwei keilschriftliche Aufzeichnungen aus assyrischer Zeit, die bei den Ausgrabungen von Samaria zutage gefördert worden sind und aus der assyrischen Kolonie in Samaria stammen, in Umschrift und Übersetzung mit und vermag die ganz kurzen Texte (der eine nur eine kurze Zeile, der andere ein etwas längerer und besser erhaltener Satz) zum Reden zu bringen.

Oudtestamentische Studiën. Uitgegeven door het Oudtestamentisch Werkgezelschap in Nederland. Deel I Afl. 1: Eerdmans, B. D., Sojourn in the tent of Jaḥu. — Simons, J., Caesurae in the history of Megiddo. — David, M., The date of

the book of Ruth. — Vriezen, Th. C., La tradition de Jacob dans Osée XII. — Boer, P. A. H., de, 1 Samuel XVII. Notes on the text and the ancient versions. Leiden: E. J. Brill 1941. (III, 104 S.) gr. 8°. Gld. 4.50. Bespr. von K. Galling, Halle a. S.

Eine in Leiden im Juni 1939 gegründete interkonfessionelle Gesellschaft zur Förderung der at. Wissenschaft legt hier den ersten Band ihrer „Studien" vor. B. D. Erdmanns (S.1—16) untersucht den Ausdruck „Im Zelte Jahwes weilen" (Ps. 15//Par.) und erklärt ihn u. a. mit dem Hinweis auf Neh 13, 8 derart, daß man in besonderen Räumen im Tempelareal durch Deponierung von Eigentum das „Wohnen" *in effigie* verwirklicht habe. J. Simons (S. 17—54) bespricht auf Grund der Ausgrabungen „Caesuren in der Geschichte von Megiddo". Eingehend behandelt wird der Schnitt zwischen dem Beginn der Frühen Bronze-Zeit und der davorliegenden chalkolithischen Periode, wobei der Verf. mit Recht hervorhebt, daß derartige Caesuren nicht an allen Orten Syriens und Palästinas zur gleichen Zeit angesetzt werden dürfen. Für die Wende des II. zum I. Jt. — d. h. die Schichten VII bis IV — sind auf Grund der Überlieferungen auch historische Zuweisungen möglich. Simons setzt IV mit David und Salomo in Verbindung und V mit den Philistern. Vgl. dazu auch Galling, Archäol. Jahresbericht in ZDPV 59 (1936), S. 229ff. M. David (S. 55—63) setzt „das Datum des Buches Ruth" in die Exilszeit und nimmt einen außerhalb Palästinas lebenden Verfasser an. Th. C. Vriezen (S. 64—78) untersucht „die Tradition über Jakob in Hosea XII" und weist mit Recht die These zurück, daß Hosea eine gesondert neben der pentateuchischen vorhandene Tradition vorgelegen habe. Hos. XII enthält nach ihm in 1—4. 5b. 7.10-15 Rede des Propheten, im Rest eine solche des Volkes. A. H. de Boer (S. 79—103) bietet Anmerkungen zum MT und den alten Versionen bei „1. Samuel 17" und setzt damit seine verdienstvollen Textuntersuchungen (Research into the text of 1. Samuel 1—16, 1938) fort.

Dibelius, M.: Paulus und die Mystik. München: E. Reinhardt [1941]. (20 S.) gr. 8°. RM 1 —. Bespr. von A. Oepke, Leipzig.

Über den Gegenstand der vorliegenden Studie — sie ist zuerst erschienen in der von F. Heiler herausgegebenen Zeitschrift „Eine heilige Kirche" (22, 1940, S. 57ff.) — ist schon viel verhandelt worden, ohne daß es zu einer Einigung gekommen wäre. Beide Komponenten des Themas sind derartig vieldeutig, daß sie dem Bearbeiter oft unter den Händen zerfließen. Martin Dibelius bewährt hier erneut seine Gabe, durch das Dickicht der Fragen Lichtung zu schlagen und auch von anderen bereits betretene Pfade in neuer Weise zu begehen. Eine Definition der Mystik voranzustellen, hat er verständlicherweise unterlassen. Er beschränkt sich praktisch auf die Mystik im Bereiche des Paulus d. h. im wesentlichen auf die Mysterienreligion. Mit vollem Recht, wie mir scheint, stellt er zunächst fest, daß der Grundzug der paulinischen Frömmigkeit und Theologie nicht dem mystischen, sondern dem „prophetischen" Typ angehört. Damit wird nicht nur das hellenistische Paulusverständnis Boussets, Reitzensteins, teilweise auch Deißmanns, abgelehnt, sondern ebenso auch Schweitzers mystische Deutung der Rechtfertigungslehre. Statt von „eschatologischer Mystik" möchte D. lieber von einer durch Eschatologie eingeschränkten Mystik reden. Daß Paulus sich mystischer Worte und Bilder bedient, um den auf der Rechtfertigung beruhenden Zusammenhang mit der göttlichen Welt zu verdeutlichen, bestreitet er aber nicht. „Mystische Temperatur" findet er kaum in Röm. 6, desto mehr aber in der Leidensmystik. Auch hier muß er allerdings auf erhebliche Unterschiede aufmerksam machen. Und — kann man überhaupt so scheiden? Die Formel „in Christus", ferner alles, was Paulus vom Christusleben und vom Geist zu sagen weiß, ist — nur! — teilweise mystisch orientiert. So unterliegen alle mystischen Aussagen des Paulus einer starken Einschränkung. Daß sie sich immer nur auf Christus, nicht auf Gott beziehen und auch so nirgends den Grad der Identitäts- oder Vergottungsmystik erreichen, ist bestes Erbe alttestamentlicher Frömmigkeit. Es gibt bei Paulus keine fruitio Dei. Sein Glaube ruht auf der Geschichte als dem Eschaton zustrebender Heilsgeschichte. So kann Paulus sich gegen einige der Mystik benachbarte Gebiete, wie Gnosis und Ekstatik, trotz persönlicher Anteilnahme an ihnen geradezu abgrenzen. Ob ein gewisser mystischer Einschlag schon der jüdischen Vergangenheit des Apostels angehört und ob andererseits eine gewisse geistleibliche Prädisposition mitbeteiligt ist, läßt sich nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Diesen sorgsam gezogenen Linien stimme ich zu, ohne mich in jeder Einzelheit mit dem Verf. zu identifizieren. Den Schein, als ob die paulinische Gedankenwelt in einen unmystischen Kern und mystische Deckhüllen zerfalle, würde ich noch etwas stärker ausschließen und dafür betonen, daß die „mystischen" Bestandteile, auf den unmystischen Grund aufgetragen, einen neuen Sinn erhalten. Es ist aber ein großes Verdienst des Verf., daß

er die Themafrage aus der starren Statik einer rein positiven oder negativen Beantwortung befreit und sie auf das Gleis einer elastisch und feinfühlig abwägenden Einzelerörterung geschoben hat.

Semitistik, Islamistik.

de Vries, Prof. P. Wilhelm, S. J.: **Sakramententheologie bei den syrischen Monophysiten.** Rom: Pont. Institutum Orientalium Studiorum 1940. (263 S.) gr. 8° = Orientalia Christiana Analecta 125. 53 L. Bespr. von H. Engberding, Heidelberg.

Nur selten ringt sich ein Forscher den großmütigen Entschluß ab zu einer größeren Arbeit aus dem Gebiet der syrischen Theologie. Das ist auch sehr wohl zu begreifen. Wir wollen hier gar nicht einmal davon reden, daß dort seit dem Ende des 13. Jh. überhaupt kein irgendwie bedeutsamer Theologe mehr erstanden ist. Nein, selbst die Führer unter ihnen, wie Moše bar Kepha, Dionysios bar Ṣalibi, Barhebräus, gehen so wenig in wirkliche Tiefen, daß auch die eingehendste Beschäftigung mit ihnen kaum einen für die abendländische Theologie wesentlichen Gewinn abwerfen würde. Wenn trotzdem unser Verf. sich ein Thema aus diesem entsagungsvollen Gebiet gewählt hat, so ist das vor allem durch die Tatsache zu erklären, daß die katholische Theologie heute mehr denn je ein besonderes Interesse daran hat zu erfahren, wie sich das theologische Denken in den von ihr getrennten Kirchen weiter entwickelt hat. Ich erinnere hier nur an die bedeutenden Arbeiten von Martin Jugie A. A. und Theophil Spáčil S. J. Während jedoch diese Forscher die gesamte Theologie in einer Art Überschau zusammenfassend zur Darstellung bringen, hat unser Verf. sich ein ganz eng begrenztes Gebiet abgesteckt, das er dafür indessen mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit untersucht. Das verarbeitete Material ist sehr weitschichtig. Neben den Theologen der Vorzeit, soweit sie heute noch bei den syrischen Monophysiten in Geltung stehen, hat er auch die heute geltende Praxis befragt. Rundfragen bei den zuständigen Stellen leisteten ihm dabei wesentliche Dienste. — Zu dieser umsichtigen Bereitstellung des Materials gesellt sich eine klare und zielsichere Methode der Forschung und Darstellung. Die Fragen, die an den Stoff gestellt werden, entsprechen dem Stand der hohen Entwickelung und Durcharbeitung, die die Sakramententheologie vor allem durch die Scholastik erfahren hat. Infolgedessen wird sich niemand wundern, daß die syrischen Theologen auf viele der gestellten Fragen gar keine, auf manche eine nur ganz unbestimmte Antwort geben. Hier liegt für den Forscher die nicht geringe Gefahr, aus den Texten mehr herauszulesen, als sie sagen wollen. Im allgemeinen hat sich der Verf. vor dieser Gefahr wohl zu hüten gewußt. Nur bei der Frage der Einsetzung der Sakramente durch Christus scheint er mir etwas weiter, als billig ist, gegangen zu sein.

Im großen und ganzen ergibt sich uns folgendes Bild: Der Sakramentsbegriff, wie ihn die Scholastik so scharf geprägt hat, ist den Syrern fremd geblieben. Sie unterscheiden nicht klar zwischen Sakrament und Sakramentale. Dafür ragen aber unter der Zahl der „Geheimnisse" jene um so stärker hervor, bei welchen der Hl. Geist in besonderer Weise sich mit dem Stoffe verbindet. Das sind die Geheimnisse, bei denen eine Epiklese gesprochen wird. — Als Spender der Sakramente gilt nur der Priester. — Die Sakramentalität der Ehe scheint lange Zeit nicht klar ins Bewußtsein der Theologen getreten zu sein; ebensowenig war man sich in der Frühzeit klar über die Notwendigkeit der Beichte aller Sünden. — Eine Sakramentenlehre in unserem systematischen Sinne haben die Syrer nicht entwickelt. Die Anschauungen, die sie über diese Fragen hegen, tragen sie nur gelegentlich vor.

An diesen Hauptergebnissen der Untersuchungen des Verf. ist nicht mehr zu rütteln. Dagegen hätte ich gerne in einer Abhandlung über die Sakramententheologie bei den syrischen Monophysiten auch eine stärkere Berücksichtigung des theologischen Gehaltes der einschlägigen liturgischen Texte gesehen. Manches tiefe und warm-religiöse Wort wäre uns da geschenkt worden. Und wir hätten noch besser erkannt, wie diese heiligen Dinge da drüben gewertet werden.

Bonelli, Dott. Luigi: **Il Corano.** Nuova versione letterale Italiana con Prefazione e note critico-illustrative. Seconda Edizione riveduta e migliorata. Milano: Ulrico Hoepli 1940. (XXIV, 614 S.) kl. 8°. Lire 30 —. Bespr. von Joh. Fück, Halle a. S.

Die italienische Koranübersetzung, welche L. Bonelli unter Berücksichtigung der einheimischen Exegese (vor allem Baiḍāwī und Galālain), der besten europäischen Übersetzungen und der abendländischen Koranforschung aus dem Urtext angefertigt hat, erschien erstmals 1929. Daß nach elf Jahren eine neue Auflage notwendig geworden ist, ist der beste Beweis dafür, daß diese Übersetzung einem Bedürfnis entgegenkommt. Nach Stichproben zu urteilen, sind bei dieser „durchgesehenen und verbesserten Auflage" Druck-

fehler der ersten Ausgabe ausgemerzt worden (das Versehen *Maria sorella di Noè* statt *Mosè* im Vorwort S. XI, 5 v. u. ist stehen geblieben), während der Text der Übersetzung selbst im wesentlichen keine Veränderungen zu erfahren brauchte. Bereits in der 1. Auflage hatte Bonelli die Zusätze, die er zum Text machte, durch Kursivdruck kenntlich gemacht und alle arabischen Fachausdrücke, die er unübersetzt ließ und in einem besonderen Verzeichnis näher erläuterte, durch Sperrdruck hervorgehoben; in der 2. Auflage hat er nunmehr den Text nach Versen (nach Flügels Zählung) abgesetzt, wodurch das Druckbild bedeutend an Übersichtlichkeit gewonnen hat. Auch sind die früher in einen Anhang verwiesenen Anmerkungen jetzt als Fußnoten unter den Text gestellt. Die Benutzer der neuen Auflage werden für diese Annehmlichkeiten dem Übersetzer Dank wissen.

Tuulio, O. J.: Ibn Quzmān, poète hispano-arabe bilingue. Édition critique partielle et provisoire. Chansons X, XIX, XX, LXXIX, LXXXIV, LXXXVII, XC. Helsinki: Societas Orientalis Fennica 1941. (XX, 138 S., 1 Facsimile). 8° = Studia Orientalia edidit Societas Orientalis Fennica IX, 2. Fmk. 100 —. Bespr. von J. Hell Erlangen.

Seitdem der Arabist und Romanist A. R. Nykl den in einer einzigen Handschrift bekannten Diwān des Ibn Quzmān durch Umschrift und teilweise Übersetzung erschlossen hat, hat die Beschäftigung mit dieser einzigen Sammlung arabischer Strophengedichte (Zaǧal) aus der Entstehungszeit des provençalischen Minnesangs immer weitere Kreise gezogen. Zwar ist die schon lange erwartete erschöpfende Bearbeitung durch G. S. Colin noch immer nicht erschienen, aber die Forschung hat sich über die Hemmungen, die eine solche Verzögerung bedeutet, hinweggesetzt, und seitdem Menéndez Pidal das Schwergewicht seines Urteils in die Wagschale geworfen hat, neigt sich diese zugunsten der „arabischen These". Dabei spielt die Frage nach der formalen Seite der Zaǧal-Dichtungen eine größere Rolle als die Frage nach den gedanklichen Berührungen. Schon Ribera hatte erkannt, daß I. Q. sich der ihm geläufigen quantitierenden Metrik nicht ganz entziehen konnte und wollte, aber Ribera sowohl als A. R. Nykl betrachten die im überlieferten Text zu beobachtenden, zahlreichen Verstöße gegen ein quantitierendes Metrum als vom Dichter selbst zugunsten einer anderen Rhythmik gewollt. Der Versuchung, diese Verstöße gegen quantitierende Metren in den Dienst einer Textkritik zu stellen, hat sich Nykl aus Scheu vor all zu radikalen Eingriffen in den Text entschlagen. Früher oder später mußte aber dieser Versuch — wenigstens stichprobenweise — unternommen werden. Diesen Versuch unternimmt der des Arabischen kundige, finnländische Romanist O. J. Tuulio, dem wir schon andere arabistisch-romanistische Veröffentlichungen verdanken.

T. war von der Absicht ausgegangen, die nicht sehr zahlreichen unarabischen, also wohl spanischen Stellen nach Form und Bedeutung festzustellen. Dieses eng begrenzte Ziel zwang den gründlichen Forscher, den Rahmen seiner Arbeit immer weiter zu spannen. Um für den möglichen Wortlaut der spanischen Stellen einen Anhalt zu gewinnen, mußte die Frage entschieden sein, welche Metrik den einzelnen Stücken zugrunde liege. T. ist a priori überzeugt von einer „métrique quantitative assez fixe, que suit incontestablement Ibn Quzmān". Er ist so fest davon überzeugt, daß er jede Abweichung von dem von ihm angenommenen Typ für eine „Fälschung" der Überlieferer hält und sich verpflichtet fühlt, alle derartigen Verstöße zu „korrigieren". Mit der Möglichkeit, daß Ibn Quzmān selbst manche „Verstöße" begangen haben und die Korrektur zu einer Korrektur I. Q.s werden könnte, rechnet T. nicht. Von diesem Ausgangspunkte aus geht T. mit nicht zu überbietender Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke. Daß er sich dabei auf nur sieben aus den 149 Stücken des Dīwāns beschränkt, kam dieser Gründlichkeit zugute. Die außerordentliche Schwierigkeit, den unsicher überlieferten Text einer dialektischen arabischen Dichtung in quantitierende Metren einzufügen, meistert T. durch die Aufstellung fester Lesungs- bzw. Messungsgrundsätze, die allerdings weiten Spielraum lassen. Es ist anzuerkennen, daß T. eine fast lückenlose Methode gefunden hat, die ihn in den Stand setzt, jede seiner Korrekturen und Konjekturen stichfest zu begründen, und daß er auf unerledigte Schwierigkeiten überall selbst hinweist.

Der Versuch, den Text zu korrigieren, setzte aber auch das Verständnis des Zusammenhanges voraus. So tat T. den weiteren Schritt, den ganzen von ihm bearbeiteten Text auch — gewissermaßen als Dreingabe und, wie er selbst sagt, à titre d'essais — ins Französische zu übersetzen. Der Verf. selbst bezeichnet diesen Teil seiner Arbeit als „le point le plus sensible" seiner Arbeit. Dem muß leider zugestimmt, aber auch zugestanden werden, daß die oft abwegige und zu phantasievolle Auffassung gleichwohl für die Fortsetzung dieses Versuches nützlich ist. Im Interesse von Nur-Romanisten, die an dem Inhalt besonders

interessiert sein könnten, muß bedauert werden, daß der unsichere Teil der Übersetzung nicht irgendwie als solcher gekennzeichnet ist.

Auf dem knappen Raum von 137 Seiten bietet T. somit ungewöhnlich viel, wenn auch nicht Gleichwertiges. Ob das Hauptziel, die textliche Fixierung der spanischen Stellen, gelungen ist, mögen die des Arabischen kundigen Romanisten entscheiden. Der Nur-Arabist vermag zwischen dem Schriftbild des *ms* und dem von T. gelesenen Text oft kaum einen Zusammenhang zu finden. Manchmal würde man eine frühere Konjektur für überzeugender halten z. B. LXXXVII 24 برباس Nykl: *berbenas*, T. *a ver quén es*. Statt des einem Araber kaum geläufigen *rodeado* würde man *damnado de morte* erwarten, das vom Schreiber leicht *darnado* gehört werden konnte. Manchmal erkennt man in „spanischen" Wörtern alte arabische Bekannte, wie in بالقنطار, das LXXXIV 13_4 ebensogut wie LXXXVIII 11_4 heißen kann: „in Menge". Es fehlt aber auch nicht an Konjekturen, die sofort überzeugen wie بلارى = velare, بلقون = volcón u. a.

Was die Korrekturen des Textes nach den von T. aufgestellten Gesetzen anbelangt, so ist deren Zahl so groß, daß man den gewonnenen Text noch nicht für gesichert halten kann, sondern mit T. nur für „provisoire". Um so dankenswerter ist die Gegenüberstellung der sehr exakten diplomatischen Umschrift und des neugewonnenen Textes. Unter der Voraussetzung dieser Gegenüberstellung wird man die „kritische Edition als einen Gewinn buchen, wenn man auch auf Nykls erstmalige Umschrift selbst für diese 7 Stücke noch nicht wird verzichten können.

Die Frage, ob I. Q. sich wirklich so streng, wie Tuulio annimmt, an seine quantitierenden Metren gehalten hat, ist durch T. der Lösung näher gebracht, aber noch nicht entschieden. Wenn man schon quantitierende Metren annehmen und deren strenge Handhabung durch den Dichter voraussetzen will, so kann *namdi* nicht XX 29_3 ⏑ –, dagegen *tamdi* XIX 14_1 – ⏑ sein, noch weniger رُمّانًا XIX 5_4 – ⏑ –. Wenn vollends LXXXVII 20_3 أغاثَ آللّه als ⏑ ⏑ – – und 23_3 سُبْحان اللّه als – ⏑ – – gewertet wird, so bezweifelt niemand, daß I. Q. in der „vivacité extrême" so akzentuiert hat, aber Quantitäten sind stabil, wo Akzente fluktuieren. Angesichts solcher Freiheiten des Dichters verlieren wir das Recht, wegen kleiner metrischer Unebenheiten allzu einschneidende Veränderungen am Text vorzunehmen, z. B. بأقْتَلُ zu bilden, wo بأقَلّ überliefert ist, aus einem حَبَلٌ ein *ḥanbal* (nach Alc. *un poyal para cobrir el poyo*) zu machen, ein وتَمَّمْتُ, wo nur das Taschdīd stört, in ein sinnloses *wa-atammū* zu verwandeln usw. Es ist hier nicht der Platz, in eine Auseinandersetzung über subjektive Auffassungen einzutreten. Es seien nur — dem Wunsche des Verf. entsprechend — einige Beiträge geliefert, die keiner weiteren Begründung bedürfen:

XIX 6: Die Worte des hinzukommenden Herrn beginnen schon mit der ersten Zeile: „Was ist los? Wird jemand zudringlich? Eben vorhin habe ich die Pflaumen und den Granatapfel gesehen. Verwünscht! Sieh dich selbst an, ob du (nicht) nackt bist!" Und ich kann nicht leugnen ... — XX 4_2 lies ثمّ وَبَّخَنى „Er schalt mich und zählte mir (meine Vergehungen) auf . . ., er entschlüpfte meinen Händen". — 16_4: Metrum und Zusammenhang lassen erwarten كفانِ. — 22_2 *ms* hat عَثَرَ „Mögest du keinen Fehltritt tun außer in einem Kissen!" — 23_1 „Wir haben seine Wunde geheilt". *Sa blessure m'a redonné la santé* wäre داوانِ. — 23_2 „und reichliche Rede, mit Kommentar vervollständigt" nicht *combien des plumes* (كلاما nicht قَلَمًا). — $26_{3.4}$ „Und vom Hadīth kennt er seltene Ausdrücke. Man meint, es spreche Muslim und es spreche Buchāri (die beiden klassischen Überlieferer)". — 27_2 *ms* hat richtig الحِيَل „wandte er den Rechtskniff an auf jede Methode". — LXXIX 9_1 يَتَلَالا = يَتَلَأْلَأُ „funkelt". — 9_2 „Merkur ... ist links von ihm" d. h. nicht beachtenswert im Vergleich zum Monde. ‚Links' ist die Seite der Geringschätzung! In diesem Sinne auch 1_3 „Laß die Narzisse links von ihr (der Rose) sitzen" d. h. beachte sie nicht! — 14_3 „Und es ist, als wäre er der Geist schlechthin — wenn es für das Höchste (den Geist) eine Verkörperung gäbe." — 20_4 عَيْنُ تَطَيَّرْ „dessen Auge hat ein schlechtes Vorzeichen gesehen" d. h. der will das Gute an I. Q. nicht sehen (nach Qor. VII 128). — LXXXIV 2_{3} „Und wenn ich (nach etwas) begehrlich (حريص) sehe, so ist es (mir) versagt". — LXXXVII 11_4 „eine Hüfte (سِتْه), die sich emporhebt zwischen dem Mantel und dem Mantelschlitz". — 25_3 *ms* deutlich يَجْتَمِل: „Gott verfluche den, der solchen Scherz erträgt". — 27_1 Ich würde emendieren وَجَمْتُ الدواة „und ich füllte das Tintenfaß ... und machte fertig (تَمَمْتُ) und es wurde das Werk eines Fachmannes." — $32_{3.4}$ „Und wenn einer sagt, es existiere (وُجد) einer, der dir gleich ist, so ist er zugleich rechtgläubig und im Irrtum", je nachdem er dabei Gott meint oder einen Menschen. Die gleiche Wendung auch $LVIII_1$ in Anspielung auf Qor. II 216. — XC 2_3 عُلّال und خُمّاس scheinen bei I. Q. Trinkgefäße vom zwei, bzw. fünffachen Inhalt des gewöhnlichen Bechers zu sein. So $XXII_3$ مد يمينك الى علالك. Aus der ‚Zweittränkung der Kamele' (عَلّ) ist schon bei A'schā ‚wieder (Wein) einschenken' geworden und خمّاس entspricht dem خمس, der ‚Tränkung am fünften Tage', die natür-

lich besonders reichlich sein mußte. نصّيت scheint aus نصّبت verderbt zu sein, wohl unter dem Einfluß des syrischen Arabisch, wo *naṣṣait* = *naṣṣaṣt*, das man aus der alten Trinkpoesie kannte: ‚noch zulegen', ‚auftürmen'. Ich würde lesen: *inni naṣṣabt ilā ḫalig* (Anaptyx für ḫalqī) *al-ǧurūn*: „hebe ich (od. stülpe ich) den Krug bis auf meine Kehle". — $21_{3.4}$ Anspielung auf die Auferweckung der Toten zum letzten Gericht (نَشْر): „So einer wie du ist die Wiedererweckung der Dichtkunst für die Dichter; denn du hast die Freigebigkeit vom Tode erweckt, nachdem sie begraben gewesen.

Soviel an T.s provisorischem Versuch auch noch von ihm selbst und anderen zu verbessern sein mag, das Ganze ist eine sehr anregende und in mancher Hinsicht bahnweisende Leistung, für die dem Verfasser Dank gebührt.

Kiernan, R. H.: The Unveiling of Arabia. The Story of Arabian Travel and Discovery. London: George G. Harrap 1937. (360 S., 31 Tafeln.) 8°. 12 s. 6 d. Bespr. von W. Caskel, Berlin.

Nach dem Titel erwartet man in diesem Buche eine Weiterführung von Hogarth' Penetration of Arabia zu finden. Dem ist aber nicht so: Hogarth suchte mit Hilfe der Reisebeschreibungen die damals noch offenen geographischen Fragen zu lösen, Kiernan will ein Gesamtbild der geographischen und kulturgeschichtlichen Erforschung Arabiens geben. Ein Verdienst des Verf.s ist die feinsinnige literarische Kritik der Reisebeschreibungen; zu Palgrave's Narrative hätte er auf Kinglake's ΕΩΘΕΝ hinweisen können, das in der gleichen wirklichkeitsfremden Manier geschrieben ist, die uns heute seltsam anmutet.

Es ist verständlich, daß der Verf. seine Landsleute in den Vordergrund rückt; sie haben ja in der Tat das meiste zur Erforschung der Halbinsel beigetragen. Von älteren Deutschen hat er Wild zwar erwähnt, aber nicht eingesehen; entgegen der Meinung Kiernan's (S. 104) ist die Reisebeschreibung dieses Kriegsgefangenen (Nürnberg 1613) wichtig und interessant. Von jüngeren Deutschen fehlt Moritz, der nüchternen Tatsachensinn mit der Gabe fruchtbarer Kombination verband. — Auch Jaussen und Savignac hätten als Erforscher des nördlichen Hedjaz eine Erwähnung verdient.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Sperduti, Giuseppe: Aspetti Giuridici della Questione del Sangiaccato di Alessandretta. Milano: A Giuffrè 1939. (XI, 368 S.) gr. 8° = Studi di Diritto Internazionale, diretta da Roberto Ago e Giorgio Balladore Pallieri, 3. Lire 45 —. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Schlachtensee.

Der Verfasser behandelt den französisch-türkischen Streit über die Rechtsstellung des Sandschaks Alexandrette, wie schon der Titel seines Buches sagt, ausschließlich unter rechtlichen Gesichtspunkten, enthält sich also bewußt politischer Betrachtungen und Wertungen. Diese Beschränkung des Themas kommt seiner Vertiefung zugute; das Buch ist die gründlichste Darstellung, die wir über den Gegenstand besitzen. Es besteht aus zwei Hauptteilen; der eine (S. 3—215) bringt die Ausführungen des Verfassers, der andere (S. 219—365) den Wortlaut des gesamten in Betracht kommenden Urkundenmaterials. Die Sachdarstellung des Verfassers gliedert sich wiederum in zwei Teile. Der erste (S. 3—76) betrifft den Streit in seiner ersten — mehr juristischen — Phase (September bis November 1936), in der es sich im wesentlichen um Auseinandersetzungen über die einander gegenüberstehenden Auffassungen der bestehenden Rechtslage handelte. Der Verfasser berichtet über die Entstehung und den äußeren Verlauf der Kontroverse, prüft die von beiden Parteien zur Begründung ihrer Auffassungen vorgebrachten Gesichtspunkte auf ihre rechtliche Bedeutung und nimmt schließlich kritisch zu den Problemen Stellung; er kommt zu dem Ergebnis, daß das Verlangen der Türkei nach staatlicher Verselbständigung des Sandschaks nach der damaligen Rechtslage nicht gerechtfertigt gewesen sei. Der zweite Teil (S. 79—198) befaßt sich mit dem zweiten Stadium des Streites (Dezember 1936 bis Mai 1937), nämlich den Verhandlungen im Völkerbundsrat, die zu dem Vermittlungsvorschlage vom 27. Januar (Bildung einer „entité distincte, jouissant d'une pleine indépendance dans ses affaires intérieures") und auf dieser Grundlage zu den Verträgen vom 29. Mai 1937 führten. Der Verfasser gibt hier nach einer Darstellung des Verlaufs der Verhandlungen einen systematischen Überblick über die neu geschaffene Organisation des Alexandrettegebietes und anschließend eine wissenschaftliche Untersuchung der daraus sich ergebenden staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse, deren Eigenart darauf beruht, daß der Sandschak zwar staatsrechtlich, aber nicht völkerrechtlich als selbständiger Staat anzusehen war.

Die durch die Verträge vom 29. Mai 1937 geschaffene Rechtslage war jedoch nur von kurzer Dauer. Gleichzeitig mit dem am 23. Juni 1939 in Paris abgeschlossenen französisch-türkischen Beistandspakt kam in Ankara zwischen beiden Mächten ein Abkommen zustande, in dem Frankreich das Gebiet von Alexandrette mit Ausnahme eines kleinen Teils an die Türkei abtrat. Dieses französische Zugeständnis bedeutete einen völligen Bruch

mit der bisherigen Haltung Frankreichs, das eine solche Gebietsabtretung stets als mit seinen Pflichten als Mandatsmacht unvereinbar hingestellt hatte, und erklärt sich nur aus dem Bestreben, die Türkei für die angelsächsisch-französische Einkreisungspolitik gegen die Achsenmächte zu gewinnen. Als die plötzliche Schwenkung der französischen Politik eintrat, hatte der Verfasser, wie er im Vorwort berichtet, sein Buch bereits im wesentlichen abgeschlossen. Er nimmt zu der neuen Lage in einem ergänzenden Abschnitt (Capitolo ultimo, S. 201—215) Stellung und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die am 23. Juni 1939 in Ankara getroffene Vereinbarung aus verschiedenen Gründen der Rechtswirksamkeit entbehre.

Hat das Buch, dessen Schwerpunkt in der Untersuchung der Rechtslage vor und nach dem Abschluß der Verträge vom 29. Mai 1937 liegt, durch die letzte Entwicklung der Dinge auch in gewissem Umfange an Aktualität eingebüßt, so behält es doch seinen vollen Wert als rechtsgeschichtliche Studie. Darüber hinaus tragen die eingehenden, wohl abgewogenen Ausführungen des Verfassers, die von gründlicher Stoffbeherrschung zeugen, zur Klärung verschiedener völkerrechtlicher Probleme bei

---

Christensen, Arthur: Codices Avestici et Pahlavici Bibliothecae Universitatis Hafniensis. Publ. in facsimile by the Univ. Library of Copenhagen. Vol. X u. XI. The Avesta Codices K 3a, K 3b and K 1, containing portions of the Vendidad with its Pahlavi translation and commentary. With an introduction by K. Barr and a contribution on the restoration of the Ms. K 1 by H. Ibscher. Ist Part. (20 S. + 284 Faks.S.) 4°. Dän. Kr. 340 —. IInd Part (8 S. + 293 Faks. S.) Dän. Kr. 360 —; geb. 390 —. Kopenhagen: Munksgaard 1941/42. Bespr. von H. H. Schaeder, Wannsee.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir zwei neue Bände der Faksimileausgabe wertvoller iranischer Handschriften aus dem Schatz der Kopenhagener Universitätsbibliothek. Sie schließen sich im Abstand von drei Jahren an ihre neun Vorgänger an (s. diese Zs. 1940, 145/50) und sind trotz aller Erschwerungen der Kriegszeit so vorzüglich geraten wie diese. Dafür ist an erster Stelle dem rührigen und unermüdlichen Verleger zu danken, Herrn Einar Munksgaard, Ehrendoktor der Kopenhagener Universität, der in seinen Arbeitsplan zu den altnordischen, iranischen und hochasiatischen Handschriften neuerdings auch die altmexikanischen Bildercodices aufgenommen hat. In einer Zeit, die bei der Vernichtung unersetzlicher Kulturschöpfungen vergangener Jahrhunderte immer großzügiger zu Werke geht, nimmt man jegliches auf Sicherung und Erhaltung gerichtete Streben mit doppelter Dankbarkeit auf.

Auf 284 + 293 Tafeln bieten die beiden Bände diejenigen Kopenhagener Handschriften, die den Grundtext des Vendidad in Verbindung mit der Pahlaviumschreibung in ursprünglicher Gestalt enthalten. Voran stehen die beiden kleineren Bruchstücke K 3a (22 Bl., Vend. 1_1—2_{33}) und K 3b (17 Bl., 1_1—2_{18}), beide in Indien geschrieben, etwa 400 Jahre alt und nach Geldners Beweis auf K 1 zurückgehend. (K 2 ist eine Abschrift des von Dastur Darab revidierten' Textes und ohne kritischen Wert.) Dann folgt die alte Vendidadhs. K 1, abgeschlossen am 17. 5. 1324 zu Cambay und von Rask nach Europa gebracht. Sie rührt, ebenso wie die Zwillingshs. L 4 im India Office, von demselben Mihraban i Kaichosrau her, dessen Fleiß wir auch die beiden großen Yasnahandschriften K 5 in Kopenhagen und J 2 in Oxford verdanken.

K 1 ist freilich übel mitgenommen. Die ersten 92 Blätter sind schon in Indien abhanden gekommen, so daß der Text erst mit 5_{27} einsetzt. Auf Bl. 184 — 303 (8_{73} — 18_{71}) ist der Schriftspiegel durch Feuchtigkeit und zersetzende Wirkung der Tinte so stark zerstört, daß Westergaard diese Blätter nicht mit den andern zusammen einbinden, sondern einzeln unter Glas legen ließ. Zuvor hatte er sie durch zahlreiche Klebstreifen haltbar zu machen versucht. Glücklicherweise stellte er außerdem im Jahre 1840 eine sorgfältige Durchzeichnung der zerstörten Blätter her, wobei er die Lücken genau kenntlich machte. Geldner hat daher für seine Awestaausgabe nur diese Durchzeichnung benutzt. Es besteht die Absicht, als Anhang zu der vorliegenden Ausgabe diejenigen Teile von ihr, deren Vorlage seit 1840 weitere Zerstörungen erlitten hat, gleichfalls in Faksimile zu veröffentlichen.

Denn das von Westergaard angewandte Verfahren hat, so dankenswert es für seine Zeit war, dem fortschreitenden Verderb der krank gewordenen Blätter nicht Einhalt tun können. So mußte die Wiederherstellung der Handschrift, mit der vor einigen Jahren Dr. Hugo Ibscher betraut wurde, von Grund auf neu begonnen werden. Sehr aufschlußreich schildert der berühmte Konservator, dessen Kunst eine Handschrift wie diese allein zu retten vermochte, sein Vorgehen. Er stützte sich dabei auf Erfahrungen, die er in der Handschriftenklinik der Vaticana, der Gründung des Kardinals Ehrle, sammeln und seinerseits ausbauen konnte. Nach Beseitigung der Klebestreifen — oft über 100 auf einer Seite! — und Zurecht-

rückung der morschen Blätter und Blattreste, wobei die verbleibenden Lücken mit festem Japanpapier ausgefüllt wurden, überzog er Seite für Seite mit feinster durchsichtiger Chiffonseide; als Klebstoff verwandte er nur reine Reisstärke. Die Blätter konnten nun wieder mit den besser erhaltenen vereinigt und mit ihnen zusammen eingebunden werden; die Gefahr weiteren Zerfalls ist ausgeschaltet. Dank der Kunst des Photographen und der Opferwilligkeit des Verlegers kann die kostbare Handschrift, die trotz ihrer Unvollständigkeit besonders für den Pahlavitext des Vendidad ständig herangezogen werden muß, jetzt von jedem Forscher auf seinem Schreibtisch benutzt werden. Besonderen Dank verdient noch die vom Herausgeber K. Barr beigesteuerte Tabelle, die das Auffinden von Textstellen nach Kapiteln und Paragraphen der Ausgaben von Westergaard und Geldner in den drei Handschriften sehr erleichtert.

Südasien.

Gonda, Prof. J.: Kurze Elementar-Grammatik der Sanskritsprache. Mit Übungsbeispielen, Lesestücken und einem Glossar. Leiden: E. J. Brill 1941. (144 S.) 8°. hfl. 3.50. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Dankbar und gerne erinnere ich mich noch heute an die große Hilfe, die mir, als ich an die Erlernung des Sanskrits ging, das ganz vortreffliche Büchlein Richard Ficks gewährte, seine „Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache für den Selbstunterricht". Die Möglichkeit, diese Sprache zunächst in lateinischer Umschrift kennen zu lernen, nimmt dem Anfänger den ersten Schrecken und stellt ihm die Gestalt der Stämme, Formen und Endungen deutlicher vor Augen. An solche Vorteile mag auch der Verf. (Professor an der Universität Utrecht) gedacht haben, als er sich entschloß, seine „Kurze Elementargrammatik" zu schreiben. Während nun aber Fick in den späteren Auflagen seinen Übungsstücken auch Sätze in indischen Zeichen hinzufügte, hat Gonda die Schrift zur Einleitung seines Buches zwar vorgeführt, in der Darstellung der Grammatik und den Übungs- und Lesestücken aber nicht verwendet. Außerdem ist hier der Übungs- und Lesestoff von dem Paragraphenkörper der Grammatik getrennt.

Gonda wollte wohl nicht in erster Linie dem Selbstunterricht dienen, sondern der Einführung in das Sanskrit durch den Lehrer. Dieser könnte etwa sofort mit den Übungsaufgaben beginnen und unter Benützung der einzelnen Sätze die Grammatik erklären, dabei auch sprachgeschichtliche Erläuterungen einfließen lassen. Der Schüler seinerseits fände in den Anmerkungen und Hinweisen auf die Paragraphen eine gute Hilfe für die Vorbereitung.

Vielleicht hätte es sich empfohlen, gegebenenfalls Fettdruck zu verwenden, so z. B. für die Gegensätze „starke" und „schwache Stämme" (S. 28), „thematische" und „athematische Konjugation" (S. 75) usw. Der Besitzer des Büchleins kann sich übrigens durch Unterstreichungen und Notizen selbst helfen: das Papier ist sehr gut, und unbedruckter Raum ist zur Genüge vorhanden.

Die klare und erschöpfende Darstellung der Grammatik enthält manche für den Anfänger nützliche Hinweise, so u. a. die sprachgeschichtliche Erklärung des Aspiratengesetzes. Mit Recht ist das uralte *-s* in der Deklination usw., z. B. bei *aśva-s*, festgehalten und nicht durch den Visarga (*ḥ*) ersetzt worden. Ebenso ist sehr anzuerkennen, daß den Beispielen eine Übersetzung beigegeben und auch einiges aus der Syntax behandelt worden ist.

Die Lesestücke sind gut ausgewählt. Sie schreiten vom Leichteren zum Schwereren fort, vom Hitopadeśa über andere Erzählungswerke zu der Śukasaptati, vom Mahābhārata zum Rāmāyaṇa. Die dargebotenen Proben sind inhaltlich anregend und vermitteln auch einen Einblick in die indische Eigenart und Phantasiewelt.

Benda, E.: Der vedische Ursprung des symbolischen Buddhabildes. Leipzig: Otto Harrassowitz 1940. (VIII, 67 S.) gr. 8° = Sammlung orientalistischer Arbeiten, 1. H. Brosch. RM 3.80. — Bespr. v. Louis Renou, Paris.

On sait que l'image du Buddha ne donne pas lieu à des représentations figurées à date ancienne, qu'elle est absente et qu'il s'y substitue souvent un objet chargé de la suggérer. Le fait a été observé et expliqué depuis longtemps. On sait d'autre part que l'origine solaire du Buddha a été postulée autrefois par Senart et que, peu de temps après, Kern avait précisé cette origine par de nouveaux arguments. C'est en partant de ces deux données, dont l'une est une constatation et l'autre une hypothèse, que M. Benda cherche dans la littérature védique les faits qui rendront compte conjointement de l'une et de l'autre.

Fort ingénieusement il s'attache à fixer d'après le Ṛg-et l'Atharva-Veda les notions qui concernent le soleil. On sait que M. Sieg avait montré dans son beau mémoire Der Nachtweg der Sonne (que M. B. ne cite qu'incidemment p. 43, avec une regrettable faute d'impression) que le soleil selon les conceptions védiques parcourt la nuit, invisible et en sens inverse, le

trajet qu'il effectue sous nos yeux le jour. M. B. croit pouvoir préciser que le soleil dans le Veda a un double rôle nocturne: en même temps qu'il disparaît, il se manifeste dans les étoiles et notamment sous la forme d'une constellation de sept étoiles (que figurent en particulier les sept chevaux du char solaire); lui-même entre dans la terre, il devient *pṛthivīprā* et la terre n'est au reste qu'un aspect parallèle de la nuit. Quant à ce groupe de sept astres, il appartient à un ensemble d'objets à sept membres qui forment une sorte de contre-partie, ou si l'on veut de monnaie, à un objet unique: l'antithèse entre 7 et 1, que M. B. pose à la base de la conception védique du Soleil, se retrouverait dans la plupart des figurations divines du Veda.

M. Benda confronte les résultats ainsi acquis avec les données légendaires qui se sont accumulées autour de la personne du Buddha; il ne distingue pas, ce qui en matière d'explication mythique est assurément admissible, entre les matériaux de provenance et de date diverses. Il retrouve en particulier la notion des sept entités et le rôle de soleil nocturne dans plusieurs épisodes typiques de la vie du Buddha: la naissance avec les sept pas, le départ de Kapilavastu, l'illumination, le premier sermon et la roue, la mort avec les sept reliques et les sept stūpa. La conclusion est que le Buddha est une sorte de projection partielle, sous forme de constellation, d'un dieu Soleil qui demeure invisible en tant que dieu nocturne agrégé à la terre: c'est cette invisibilité dont les monuments figurés nous auraient conservé la trace.

Il n'est pas douteux que ces déductions n'aient un côté séduisant. Il en ressort en tout cas que les hypothèses de Senart et de Kern, qu'on pouvait croire périmées, devront être réexaminées: tout ne peut être faux ni fortuit dans ce faisceau d'indices, et si l'historicité du Buddha n'en demeure pas nécessairement atteinte, il faut reconnaître que la légende s'est faite avec un gros apport d'éléments mythiques. Que l'origine de ces éléments soit à chercher dans la tradition védique, c'est une idée saine, et le précédent qu'à cet égard crée le travail de M. B. a chance d'être fécond. On peut aller plus loin et accepter même l'explication solaire qu'il nous propose de l'invisibilité du Buddha. Mais on ne voit pas pour autant la nécessité d'échafauder dans le Veda une symbolique complexe qui repose sur une série de postulats mal démontrables. Il semble que l'image du soleil nocturne telle qu'elle ressort du travail de M. Sieg doit suffire à expliquer l'essentiel.

L'auteur, il est vrai, n'a donné ici qu'un exposé volontairement abrégé; là où l'on attend un commentaire philologique proportionné à la nouveauté de ce qu'il apporte, on ne trouve le plus souvent qu'une affirmation pure et simple, ou un renvoi à un ouvrage plus vaste qu'il a en préparation, Triloka: Voruntersuchungen zu einer Interpretation des Ṛgveda.

C'est en effet l'interprétation du Veda qui est, une fois de plus, mise en cause. M. B. nous assure qu'il «a ouvert une première brèche dans les résistances du Ṛgveda», texte, ajoute-t-il, qui «est demeuré complètement incompris jusqu'à présent dans ses notions fondamentales». Depuis Max Müller jusqu'à Johannes Hertel, combien de professions de ce genre n'avons-nous pas entendues! Mais nous ne demandons qu'à croire, et nous réservons notre jugement jusqu'au jour, proche nous l'espérons, où M. B. aura pu exposer de façon complète sa méthode et justifier ses interprétations.

Ostasien.

Karlgren, Bernhard: **Grammata Serica.** Script and Phonetics in Chinese and Sino-Japanese. Stockholm 1940. (III, 471 S.) 4° = Reprinted from the Bulletin of the Museum of Far Eastern Antiquities, Nr. 12. Bespr. v. P. Nagel, Göttingen

Dem Werke ist trotz seines großen Umfangs keine Inhaltsübersicht beigefügt; darum sei hier eine solche vorangestellt.

p. 1—14: Introduction: Die alten Schriften der Yin- und Chou-Zeit zu erklären ist eine hoffnungslose Aufgabe, solange man nicht auch die alte Aussprache berücksichtigt. Das Studium der Schriftzeichen ist nur die eine Seite; für diesen Zweck bringt das Werk in Auswahl Schriftzeichen aus alten Inschriften mit Quellennachweis. Die andere Seite ist das Studium der Aussprache; die Rekonstruktion des „Archaic Chinese" (= Sprache des Shïking) ist nur eine etwas unsichere Ableitung aus dem „Ancient" (= Sprache des Ts'ieh-yün um 600 nach Zw.), dessen Rekonstruktion aus der fan-ts'ieh-Schreibung mit Sicherheit abgeleitet ist. Die alten fan-ts'ieh-Schreibungen sind uns nur im Kuang-yün (= dem „erweiterten" Ts'ieh-yün der Sung-Zeit) überliefert und zur Hand. In den Grammata Serica (= GS) geht Karlgren auf ältere Quellen zurück: auf wiedergefundene Fragmente des Ts'ieh-yün und T'ang-yün (Signum T) und auf Luh Teh-mings Kommentar zu den Klassikern (Signum L); nur dort, wo diese Quellen versagen, wird das Kuang-yün konsultiert (Signum K). In das Wörterbuch sind nur Zeichen aus Chou- und Ts'in-Texten aufgenommen, aber diese vollzählig, und deren wichtigste Bedeutungen mit Stellennachweis.

p. 14—89: Besprechung von Lautverschiebungen, und zwar:

p. 14—45: From Archaic Chinese to Ancient Chinese, geordnet nach Karlgrens 26 Reimklassen des Shïking.

p. 45—64: From Ancient Chinese to Mandarin, geordnet nach Karlgrens 24 Reimklassen des Ancient Chinese.

p. 65—89: Ancient Chinese and Sino-Japanese, ebenfalls geordnet nach den Reimklassen des Ancient Chinese. Während das Kan-on sich ziemlich glatt aus dem Ancient Chinese ableiten läßt, macht die Ableitung des Go-on aus einem Ancient Wu-Dialect Schwierigkeiten; Karlgren meint, daß mehrere alte Wu-Dialekte als Quelle vorliegen. Selbst die Überlieferung des Go-on ist nicht einheitlich, und bei Divergenzen werden die Angaben des Dai-jiten von Ueda und des Kan-Wa dai-jirin gegenübergestellt.

p. 90—123: Wichtige ergänzende Listen:

p. 90—110: The Rimes of the Shïking: Liste der Reimwörter des Shïking, geordnet nach der Reihenfolge der Lieder im Shïking.

p. 111—123: Archaic Graphs: Eine Liste der Sammelwerke, in denen „Oracle Inscriptions" and „Bronze and Stone Inscriptions" veröffentlicht sind, und eine Liste der Namen der herangezogenen 461 Inschriften in chinesischen Zeichen und mit Angabe, wo sie in den Sammelwerken zu finden sind (eine bibliographisch wertvolle Zusammenstellung).

p. 124—455: Dictionary: Aussprache in **Archaic /Ancient/* Mandarin, das *Ancient Chinese* nach T (Ts'ieh-yün) und L (Luh Teh-ming), beigegeben ist die Bedeutung der Wörter bei den Klassikern mit kurzer Quellenangabe. Die Zeichen sind nach Karlgrens 26 Shïking-Reimklassen unter 1235 phonetische Serien geordnet; ab Seite 450 folgen die Wörter, deren Aussprache im Archaic Chinese sich nicht sicher feststellen läßt, geordnet nach den Reimklassen des Ancient Chinese unter Nr. 1236—1260.

p. 456—459: Concluding Remarks: Zur Erklärung der lautlichen Divergenzen innerhalb der phonetischen Serien wird auf zwei Erscheinungen hingewiesen:

p. 456—459: Cognate Words: Wie im Englischen „sing" und „song" von demselben Stamme gebildet sind, so erscheinen auch im Chinesischen verschiedene Wörter von ähnlicher Aussprache und Bedeutung als Varianten desselben Stammes, z. B. 若 **ńiak* „stimmen zu" = „gleichen", 諾 **nâk* „zustimmen" = „ja sagen". Dieses Thema, das schon in den „Word Families" (1934) mit Lautstatistiken erörtert ist, wird in den GS nur kurz gestreift.

p. 459: Shifting of Sound in a Series: Bei *kia-tsie* (= Anwendung desselben Zeichens auf eine andere Bedeutung) und bei *hie-sheng*-Zeichen (= ursprüngliche *kia-tsie*, denen ein Determinativum beigefügt ist) wechseln die Laute innerhalb derselben Grenzen wie bei den Cognate Words.

p. 461—471: Radical Index, geordnet nach K'ang-his 214 Radikalen.

Die GS sind sozusagen die berichtigte Neu-Auflage von einzelnen früheren Werken Karlgrens. So waren die Listen der Reimwörter in den „Shïking Researches" von 1932 schon veraltet, als 1933 in den „Word Families" die Rekonstruktion des Archaic Chinese weitgehend geändert wurde; jetzt bringen die GS auf S. 90—110 die berichtigten Reimlisten des Shïking. Vor allem aber sind die GS die 2. berichtigte und vermehrte Auflage des „Analytic Dictionary" von 1923 (= AD). Worin der Fortschritt besteht, wird durch einen Vergleich der beiden Werke ersichtlich. Die GS zeigen gegenüber dem AD hauptsächlich folgende Umgestaltungen, Berichtigungen, Ergänzungen und Auslassungen:

Umgestaltungen:

1. Die phonetischen Serien waren im AD nach der Mandarin-Aussprache des Grundwortes alphabetisch unter 1350 Serien geordnet, in GS sind sie nach den Shïking-Reimklassen unter 1235 Serien gruppiert. Die phonetischen Unterserien waren im AD von ihrer Hauptserie getrennt, in GS sind sie mit unter die Hauptserie gesetzt. Die *hui-i* (die nichtphonetischen Zusammensetzungen) waren im AD irgendeiner Serie angehängt, in GS sind sie an die ihnen phonetisch zukommende Stelle plaziert. Damit wird anerkannt, daß für die wissenschaftliche Anordnung des chinesischen Wortschatzes die chinesische Ordnung nach Shïking-Reimklassen besser paßt als die Ordnung nach dem Latein-Alphabet. Karlgren stellt 26 Reimklassen auf, also 4 mehr als die Chinesen (z. B. *Hia Hin*); er trennt nämlich folgende neue Reimklassen ab: *-u* von *-ug*, *-o* von *-ag*, *-ər* von *-əd*, *-ar* von *-an* und *-əd*.

2. Die chinesischen Zeichen sind im AD dem europäischen erklärenden Text vorangestellt, in den GS sind sie in Facsimile mit Nummernverweisen gesondert aufgeführt wie in den Word Families. Dadurch wird an Druckkosten gespart, aber das Wörterverzeichnis ist für den Benutzer nicht so übersichtlich wie im AD.

Berichtigungen:

3. Beim Ancient Chinese ist bei einzelnen Zeichen die Aussprache berichtigt, z. B. bei 規 AD *kjwi*, GS *kjwiɛ*. Ferner sind die nach-

träglichen seit 1923 vorgenommenen Verbesserungen der Rekonstruktion berücksichtigt, nämlich: die Spaltung von AD *âm, am* usw. in GS *ậm, ām*; *ăm, ām* usw., von AD *-ɒng, -ɒk* in GS *-ɒng, -ɛng*; *-ɒk, -ɛk*; AD *ʂi̯ĕn ʂɒt* lautet in GS *ʂi̯ɛn ʂi̯ɛt*; 隕 AD *ji̯wĕn* lautete in Word Families *ji̯wɛn*, jetzt wieder GS *ji̯wĕn*. Nur folgende Reime werden nicht unterschieden, auch nicht graphisch: 脂 *tśi*: 之 *tśi*, 卦 *kwāi*: 夬 *kwāi*, 尤 *ji̯ə̯u*: 幽 *·i̯ə̯u* (letztere waren im AD als *-i̯ə̯u*: *-i̯ə̯u* graphisch geschieden)[1].

Die feinere Unterteilung einzelner Reime, die Ch'en Li im Ts'ieh-yün-k'au macht[2], ist nicht berücksichtigt und auch graphisch nicht angedeutet. Aber das schadet nichts; denn die schärfer differenzierten Lautwerte sind leicht nachzutragen, weil sie sich aus dem Archaic Chinese ergeben und im großen und ganzen der „Stage III' in GS, S. 24ff. entsprechen.

Ergänzungen:

4. Viele Zeichen und sogar ganze Serien, die im AD fehlen, sind in den GS hinzugefügt.

5. Im Wörterbuch der GS ist die Aussprache des Archaic Chinese hinzugefügt und dafür Cantonesisch und Sino-Japanisch fortgelassen.

6. Im AD waren nur die Lautverschiebungen von Ancient zu Mandarin Chinese dargestellt (AD S. 9—16); die GS behandeln auch die Lautverschiebungen des Archaic zum Ancient Chinese und die Lautentsprechungen zwischen Ancient Chinese und Sino-Japanisch.

7. Das Wörterbuch der GS bringt Quellennachweise:

a) für die alte Schriftform: Angabe der alten Inschrift, weswegen auch die Listen der Inschriften-Sammelwerke und der alten Inschriften den GS beigefügt sind.

b) für die Aussprache in Ancient Chinese: T (Ts'ieh-yün), L (Luh Teh-ming), K (Kuang-yün),

c) für die Bedeutung: Angabe der betreffenden Klassiker,

Auslassungen:

8. Das Cantonesische und das Sino-Japanische, die im AD enthalten waren, fehlen im Wörterbuch der GS.

9. Bei der Erklärung der Zeichen wies das AD viele Irrtümer auf; in den GS ist Karlgren äußerst vorsichtig und schreibt meist „explanation of graph uncertain", d. h. er verzichtet auf eine Erklärung der Schriftzeichen; nur in wenigen ganz sicheren Fällen erklärt er uns Zeichen. Statt dessen zeigt er uns um so reichlicher alte Schriftformen, die in Inschriften vorkommen.

10. Auch bei der Erklärung der hemiphonetischen Zeichen ist er vorsichtig, und er erklärt eigentlich nur Zeichen, in denen Anlaute wie $k \sim l$, $p \sim l$, $\chi \sim m$ wechseln, durch die Annahme zusammengesetzter Anlaute als phonetisch gebildet, und die übrigen hat er in den GS als besondere Serien eingereiht, so daß sie äußerlich nicht auffallen. Denn wenn die Anlaute oder Auslaute stärker abweichen, als nach seiner Theorie zulässig ist (AD, S. 18ff.), dann vermeidet es Karlgren, sie durch Annahme von Konsonantenhäufungen im Anlaut oder durch Ergänzung von verstummten Auslauten phonetisch zu erklären und entsprechend einzuordnen, er setzt lieber besondere Unterserien an, während die Chinesen in solchen Fällen phonetische Serien zu größeren Serien zusammenraffen (am weitesten geht hierin 苗 夔 Miau K'uei, aber am wenigsten kritisch). So spaltet Karlgren von der Serie 651 今 **ki̯əm* die reimgleichen Unterserien 645 貪 **t'əm*, 670 念 **ni̯əm* ab; nur 651t 岑 **dʐ'i̯əm* spaltet er nicht ab, weil sich auch eine Lesung *ngi̯əm* angegeben findet. Von Serie 464 享 **ɗ'i̯wən* spaltet er die anlautgleiche Serie 1026 孰 **ɗ'i̯ôk* ab, die man doch durch eine Lautentwicklung **ɗ'i̯wən* ‹ **ɗ'i̯wəm* **ɗ'i̯ôk* ‹ **ɗ'i̯wəp* regulär erklären könnte. In den Listen der Chinesen stehen solche hemiphonetischen Zeichen mit unter der Hauptserie, aber keine der mir bekannten Listen gibt die Aussprache an, so daß sie äußerlich nicht auffallen. Im AD werden sie zum Teil als „Co-signific" den Hauptserien angehängt. In den GS werden diese Zeichen, die zahlreicher sind, als es nach dem AD scheint, als besondere Serien behandelt und sind äußerlich nicht kenntlich gemacht. Es wäre wünschenswert, wenn bei den phonetischen Serien durch wechselseitige Verweise auf hemiphonetische Zusammenhänge hingewiesen würde.

11. Die Lautregeln, die bei der Bildung der *hie-sheng*-Zeichen obwalten und die im AD S. 16—33 erörtert sind, werden in den GS nicht von neuem dargestellt, sondern nur mit einer Seite (p. 459) abgetan, obwohl jetzt, wo die Lautform des Archaic Chinese erschlossen ist, eine solche Erörterung fruchtbringender wäre als damals (1923), wo nur das Ancient Chinese rekonstruiert war. Auf Grund des Titels „Grammata Serica" könnte man vermuten, daß derartige Lautgesetze untersucht würden; aber die statistische Durcharbeitung des in den GS vorgelegten Materials wird sicherlich in einer späteren Arbeit erfolgen.

1) Im T'oung Pao, Bd. 36, S. 113, 135 komme ich bei diesen Reimen auf die Lautunterschiede *-i̯ĕi, -i̯ɛi; -ēì̯, -āì̯; -i̯ə̯u, -i̯ĕu.*

2) Vgl. hierüber meine Erörterung im T'oung Pao, Band 36, S. 116ff.

12. Die Tonbezeichnungen, die das AD unter Ancient Chin. nach dem Häkchensystem ‚口' angibt, sind in den GS leider fortgelassen mit der Begründung (GS, S. 15 oben), daß wir nicht wissen, wie die Tonverhältnisse des Archaic Chinese gewesen sind. So kann man dem Wörterbuch der GS nicht entnehmen, wie die Tonbiegung bei der Bildung der verwandten Wörter und der phonet. Serien beteiligt ist. In vielen Sprachen ist nämlich ein Typus der Wortbildung verbreitet, bei dem das Appellativum fortfällt und nur das Attribut übrigbleibt; z. B. in deutschen Wörtern wie die Wüste (Gegend), das Junge (Tier) und in modernen Sprechweisen wie ein Opel (Automobilwagen). Mir scheint dieser Typus im Chinesischen in der Wortbildung (und auch in der Grammatik: 上 oben = 上人 die oberen Leute) stark verbreitet zu sein, z. B. 少 *ṣi̯ôg'* wenig, 少 *ṣi̯ôg`* wenig (Jahre alt) =jung, und ich möchte gern erfahren, welche Rolle die Tonbiegung bei dieser Art Wortbildung spielt, wie häufig die Grundbedeutung im p'ing-sheng steht und wie häufig bei Fortfall des Appellativums eine Tonbiegung eintritt. Darum bedaure ich, daß in den GS beim Ancient Chinese die Tonbezeichnungen fortgelassen sind.

Aber diese Mängel sind geringfügig gegenüber der großen Bedeutung des Werkes. Die GS sind wie das AD ein Standardwerk, mit dem die Sinologie künftig arbeiten muß. Unsere bisherigen Wörterbücher des Chinesischen zeigen alle mehr oder minder den Mangel, daß sie die Bedeutungsgeschichte nicht herausarbeiten und klassische und nachklassische Bedeutungen nicht unterscheiden. Die künftige Lexikographie hat in den GS endlich die gründlegende Vorarbeit, diese Angaben richtig anzusetzen. Wer sich mit alten Texten befaßt, findet in den GS die richtige alte Aussprache und klassische Bedeutung, so daß er durch spätere Lesungen (z. B. der Sung-Zeit) sich nicht irreleiten zu lassen braucht. Für die richtige Lesung buddhistischer Ausdrücke wären die alten fan-ts'ieh-Schreibungen des Wörterbuches Ih-ts'ieh-king yin-i vielleicht noch den GS hinzuzufügen. Wer sich mit Etymologie der chinesischen Wörter und Zeichen befaßt, muß die GS konsultieren, um zu erfahren, welche Wörter und Zeichen in realen Texten vorkommen und welche nur in den Wörterbüchern spuken. Eins der nächsten Probleme wäre, die Bildungsgesetze der *Hie-sheng*-Zeichen und der Wortfamilien an Hand des Wörterbuches der GS lautstatistisch zu untersuchen.

Mit den „Grammata Serica" hat Karlgren ein neues wichtiges Handbuch für die Erforschung des chinesischen Altertums geschaffen, welches das inzwischen veraltete „Analytic Dictionary" ablösen wird.

Afrikanistik.

Burssens, Amaat: **Tonologische Schets van het Tschiluba** (Kasayi, Belgisch-Kongo). Antwerpen: De Sikkel 1939. (XIV, 232 S.) gr. 8° = Kongo-Overzee Bibliotheek onder Leiding van Prof. Dr. A. Burssens, II. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Die musikalischen Tonhöhen sind im Bereich der afrikanischen Linguistik von ausschlaggebender Bedeutung einerseits in den Sudansprachen, andererseits im Buschmännischen und Hottentottischen. Sie fehlen aber auch nicht in Bantu- und selbst in Hamitensprachen, wenngleich sie besonders in den letzteren weniger stark hervorgetreten und wahrscheinlich in manchen fehlen. Aus Bantusprachen liegen Arbeiten vor u. a. von Jones im Cwana, Melzian im Duala, Heepe im Jaunde, Endemann im Sotho, Röhl im Schambala und in größter Ausführlichkeit und Genauigkeit von Doke im Zulu. Die meisten Grammatiken gehen aber über die Frage schweigend hinweg, weil ihre Verf. die Funktion des Tones nicht erkannt haben, in Einzelfällen, so im Suaheli, sind die Unterscheidungen durch Tonhöhen gänzlich geschwunden, was bei einer so ausgebreiteten Verkehrssprache verständlich erscheint.

Das Luba wird im südlichen Belgisch-Kongo im Gebiet des Kasai gesprochen. Es ist nicht die erste Bantusprache dieser Kolonie, die tonologisch bearbeitet worden ist: K. Laman hat in seinem großen Wörterbuch des Kikongo (am Unterkongo) die Töne bezeichnet und hat außerdem die gleiche Sprache in einer ausführlichen Studie (The musical accent or intonation in the Kongo Language, Stockholm) das Tonproblem behandelt, aber in einer so schwer zugänglichen Form, daß sich ein Anfänger kaum in ihr zurechtfinden wird. Demgegenüber zeichnet sich Burssens' Arbeit über das Luba aus durch eine erfreuliche Einfachheit und Klarheit der Darstellung, die alle Erscheinungen der tonalen Funktion durch die ganze Sprache so eindringlich und überzeugend behandelt, daß man sie als musterhaft bezeichnen kann. Es ist ähnlich wie die Arbeiten Ida Wards über Efik und Ibo eine Behandlung des Sprachbaus, bei der die Bedeutung des Tones im Mittelpunkt steht.

Um diese Bedeutung zu illustrieren, führt Burssens (S. 13) vierzehn Sätze an, die abgesehen von den Tönen völlig gleich lauten: mulɔfɔ udi mu diu lu, aber durch ihre verschiedenen Töne vierzehn verschiedene Bedeutungen

haben, ein Beispiel für die etymologische und grammatische Funktion der Tonunterscheidungen, wie es nicht treffender und überzeugender gewählt werden konnte. Es werden fünf Töne unterschieden: hoch, tief, mittelhoch, fallend, steigend, und es ergibt sich, daß damit alle für das Verständnis wesentlichen Unterscheidungen ausgedrückt sind.

Auch die Behandlung der Grammatik ist meisterhaft und in jeder Beziehung erschöpfend, sowohl im Nomen wie im Verb wie auch in der Satzlehre. Es ist eine Freude, in diesem klaren und inhaltreichen Buch zu lesen, es steht in der linguistischen Kongo-Literatur in der ersten Reihe und wird darüber hinaus der gesamten Bantuforschung dienen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Acta Orientalia 19 1942:

2/3 101—37 B. H. Stricker, La prison de Joseph (stellt, ausgehend von der Schilderung des Ibn Umail, die Angaben der arabischen Schriftsteller über den *sīǧn Jūsuf* bei Būṣīr zusammen, um zu zeigen, daß es sich um das Asklepieion von Memphis handelt). — 138f. O. Neugebauer, Again the Sothiac Period (Zurückweisung von Einwänden Nilsson's in Acta Orientalia 19 S. 1—6). — 140—51 St. Konow, Remarks on the Bṛhatkathā ("the conclusions I have drawn . . ., that the old Bṛhatkathā was a collection of non-Aryan folk-tales, introducing something new in Indian literature, and written in a language spoken by non-Arian tribes in the Vindhya country, who had adopted the Aryan language of their neighbours"). — 152—210 A. Tietze, Die Geschichte vom Kerkermeister-Kapitän. Ein türkischer Seeräuberroman aus dem 17. Jahrhundert (Übersetzung eines Unikums der Köprülü-Bibliothek mit Einleitung und wertvollem Glossar der seemännischen Ausdrücke: wie Bearbeiter selbst betont, macht die Geschichte mehr den Eindruck eines etwas ausgeschmückten Erlebnisberichtes; es ist ein einzigartiger und kostbarer Beitrag zur Kulturgeschichte, von dem man nur auch den Originaltext haben möchte). — 211—79 J. Gonda, Bemerkungen zum Gebrauch der Pronomina der 1. u. 2. Person als Subjekt im Altindischen (eingehende grundsätzliche Erörterung und reiche Materialsammlung). — 280 *S. A. Mercer, The Tell El-Amarna Tablets. „Luxor" Edition (B. A. v. Proosdij). R. H.

Aegyptus 22 1942:

1—2 3—45 R. Calderini, Ricerche sul doppio nome personale nell'Egitto Greco-romano II (Doppelnamen nach Zeit und Ort, ihre Arten, viell. altäg. Ursprungs). — 46—8 A. Valentini, Appunti sulla datazione di alcuni documenti Egiziani di Diocleziano. — 49—54 O. Nanetti, Ἱπποιατροί (Zeugnisse für den Roßarzt). — 55—73 R. Calderini, T. Cerullo, O. Montevecchi, S. Francioni, O. Parlangeli, Dai papiri inediti della Raccolta Milanese (Urkunden und Briefe der Kaiserzeit). — 74—6 D. A. van Krevelen, Annotationes ad nonnullas papyrus a v. d. Rendel Harris collectas (Vorschläge zur Textherstellung, Polystratos, Philodemos). — 77—84 O. Montevecchi, -Ενδομενία - ἐνδυμενία (in Schriftstellern und Papyri). — 85—99 G. Furlani, Sul significato delle strade processionali dell'Asia occidentale antica (Auseinandersetzung mit W. Andrae, Alte Feststraßen im Nahen Osten). — 100—6 E. Scamuzzi, La stele egiziana del 1. periodo intermedio nel Museo Comunale di Asola (Opferstele). — 107—16 C. Gallavotti, Nuovi testi letterari di Ossirinco (über Band 18 der Oxy-Pap., bes. Alkaios und Kallimachos). W. Schubart.

Die Antike 18 1942:

2 81—94 F. J. Brecht, Plotin und das Grundproblem der griech. Philosophie (das wahre Sein in forschender Denkarbeit zu entdecken und darin den Weg des Menschen zur Verwirklichung seines Wesens zu erfahren. Plotin: Intuition und Ekstase führen die Seele in ihr wahres Sein und zum Ursprung des Seins selbst). — 95—126 H. Schrader, Aristokles (weist A., dem Meister der Aristion-Stele, den Gigantengiebel, den Reiter Rampin, die Peploskore u. a. zu; Mitte des 6. Jh. v. Chr.) — 127—58 H. Hommel, Domina Roma (D. R. zwar mit röm. Wesen vereinbar, aber hellenist. Symbol oriental. Herkunft; Kybele, Tyche. Gedicht der Melinno, Diehl, Anthol. Lyr. II S. 315). W. Schubart.

L'Antiquité classique 9 1940:

25—45 G. Goossens, L'histoire d'Assyrie de Ctesias (versucht eine Ehrenrettung des Ktesias, dessen Wahrheitsliebe meist stark angezweifelt wird. Sein Geschichtsbild sei im wesentlichen durch die am persischen Hof herrschende Auffassung bestimmt. In dieses Bild habe er allerlei Züge aus der ihm gesprächsweise bekanntgewordenen babylonischen Überlieferung oft recht unkritisch eingearbeitet. Die Erzählungen schließlich, die am meisten gegen ihn ins Feld geführt würden, seien wahrscheinlich von einem späteren Bearbeiter seines Werkes, der um 300 v. Chr. gelebt haben könnte, eingefügt worden, da sie z. B. Hinweise auf Schlachtelefanten und Belagerungsmaschinen enthielten, die zu Kt.s Zeiten noch gar nicht verwendet worden seien). von Soden.

Athenaeum N. S. 20 1942:

(wegen Papierbeschränkung erscheint der ganze Jahrgang in einem Hefte)

1—10 V. Arangio-Ruiz — A. Vogliano, Tre rescritti in tema di diritto municipale (Inschrift aus Oberitalien, um 100 n. Chr., betr. Municipalrecht in Vardacate, mit Tafel). — 10—1 P. Fraccaro, Vardacate ? (über den Heimatsort der obigen Inschrift). — 12—40 A. Garzetti, M. Licinio Crasso II (Fortsetzung). — 41—61 G. Nencioni, Per la critica di Saffo (Dichtung und Persönlichkeit seien aus ihrer Umwelt zu deuten). — 62—5 C. Albizzati, ταυτὶ τοιαυτί (Kritik an den Monumenti della pittura antica scoperta in Italia III). — 66—85 F. Bozza, Gaio II 7 e la proprietà provinciale. — 86—103 A. Bernardi, Roma e Capua (im 4. Jh. v. Chr.). — 104—7 C. Albizzati, A proposito di un sarcofago di Ostia e della „croce" di Ercolano (widerlegt nochmals das sog. Kreuz in Herculaneum, vgl. Athenaeum 19, 1941, 59ff.). — 108—13 E. Ghislanzoni, Chiave con iscrizione osca. — 114—8 A. Vogliano, Una strofe della II. delle odi berlinesi di Saffo (Textverbesserung, mit Tafel). — 119—20 A. Vogliano, Epicurea (vgl. Athenaeum 19, 1941, fasc. 3/4). — 121—6 A. Passerini, La tavola dei privilegi di Brigetio e i diplomi militari. W. Schubart.

Archiv Orientální. Zeitschrift des Orientalischen Institutes Prag. 12 1941:
1/2 1—112 A. Grohmann, Arabische Papyri aus der Sammlung Carl Wessely im Orientalischen Institute (Orientální Ústav) zu Prag (Forts. von 10, 149—62 u. 11, 242—89: Nr. 29—49, wohl durchweg Steuerpapiere; dazu S. 85—98 C. Leyerer, Studien zum Rechnungswesen der arabischen Steuerämter mit 8 Beilagen, meist aus PER und PERF, 1 aus Berlin, hg. von Grohmann. Insgesamt 13 Tafeln mit Faksimiles). — 113—20 S. von Bolla, Drei Diebstahlsfälle von Tempeleigentum in Uruk (YBT VII 35, 111, 159). — 121—7 V. Lesný, Die Zigeuner sind ursprünglich die indischen Ḍôms. Randglossen zu Lorimers Buch "The Ḍumāki Language" (L.s Aufzeichnungen beweisen, „daß das Ḍumāki eng mit den Zigeunerdialekten zusammenhängt und daß man es zu der asiatischen Gruppe dieser Dialekte rechnen muß"). — 128—41 Buchbesprechungen: *H. Massé, Croyances et coutumes persanes (J. Rypka); *L. Bonelli, Lessico turco-italiano (J. Rypka); *E. Rossi, Manuale di lingua turca (G. Saman u. J. Rypka); *J. C. Coyajee, Studies in Shāhnāmeh (J. Rypka); *K. Ziemke, Als deutscher Gesandter in Afghanistan (V. Lesný).
3/4 143—54 V. Machek, Name und Herkunft des Gottes Indra (der Name wird von der Wurzel *in* abgeleitet und als „der Starke" gedeutet; daraus wird geschlossen, daß Indra arischen Ursprungs ist, und daß der Name nur ein Epitheton ist; und zwar scheint er ein Attribut des Dyāus, als dessen Personifizierung der Gott Indra gefaßt wird). — 155—61 Th. Kluge, Das Itinerar von Artaxata nach Armostica auf der römischen Weltkarte (gegen die Deutung von J. Markwart). — 162—88 A. V. Florovskij, Ein tschechischer Jesuit unter den Asowschen Kalmücken im Jahre 1700 (Johannes Milan war 1698—1719 als katholischer Priester für die Ausländer in Rußland tätig und kam 1700 beim Besuch von Asow und Taganrog in Berührung mit den dort herumziehenden Kalmücken; sein lateinischer Bericht über sie wird nach einer Prager Handschrift mit 15 Zeichnungen veröffentlicht). — 189—91 V. Lesný, Etymologisches Wörterbuch der Mundart der böhmischen, mährischen und slowakischen Zigeuner. Vorläufige Ankündigung. — 192—259 B. Hrozný, Inschriften und Kultur der Proto-Inder von Mohendjo-Daro und Harappa (ca. 2500—2200 v. Chr.). I. Ein Entzifferungsversuch (Ausbau und Fortsetzung des bereits in Hrozný's Schrift „Die älteste Völkerwanderung und die proto-indische Zivilisation" 1939 unternommenen Versuches, zweifellos des ernsthaftesten, der bisher angestellt wurde, durchgeführt mit dem Scharfsinn und der Kühnheit des bewährten Entzifferers: besonders enger Zusammenhang mit den hethitischen Hieroglyphen wird angenommen; die Deutung hängt sehr eng zusammen mit den neuerdings vom Verf. vertretenen Auffassungen der ältesten Geschichte des Orients). — 260f. M. Borecký, Notiz (über die Vierzeiler, die bald 'Omar Ḫajjām, bald Sanā'ī zugeschrieben werden: in der ältesten Handschrift des Dīwān's des letzteren finden sich nur zwei davon). — 262—72 Buchbesprechungen. R. H.

Jaarbericht van het Vooraziatisch-egyptisch Gezelschap Ex Oriente lux No 7.
294—313 Egyptische Philologie (A. de Buck interpretiert zwei Texte aus Karnak, J. Janssen gibt Bibliographie der letzten Jahre). — 314—26 Egyptische Archäologie (u. a. J. Janssen über die ältesten Beziehungen zwischen Ägypten und Mesopotamien). — 327—40 L. G. Leeuwenburg über den Festkalender in Medinet Abu. — 347—51 C. W. Vollgraff, Oostersche Invloeden op de grieksche Wijsbegeerte (im Anschluß an Bidez' Buch La couleur des planètes dans le mythe d'Er werden Beziehungen zwischen Plato und dem Alten Orient nachgewiesen). — 429—32 J. Jongkees, Een Gorgoneion uit het Westen van Klein-Azie. — 432—42 A. A. Kampman, Tawannannaš, de Titel der hethitische Konigin. — 477—88 A. Roes, De Bronzen van Luristan (nützliche Zusammenfassung der ausgedehnten Literatur und behutsame Beurteilung der Zeit- und Stilfrage). — 489—524 R. J. Forbes, Silver and lead in Antiquity (mit Bibliographie). — 525—531 J. Bolman, De paarlen in het nabije Oosten (Über die echte Perle. Verfasser sind die in Uruk gefundenen echten Perlen anscheinend nicht bekannt). — 534—59 Berichte aus öffentlichen und privaten Sammlungen. A. M.

Journal des Savants 1939:
1 14—30 *H. Pérès, La Poésie andalouse en arabe classique au XIe siècle (G. Marçais).
2 61—8 *Lachish I (Tell ed-Duweir). The Lachish Letters, by Harry Torczyner, Lankester Harding, Alkin Lewis, J. L. Starkey (A. Vincent). — 78—9 G. Contenau, Découvertes dans la région de Mersine (Cilicie). (Entdeckung einer Festung in der XVI. Schicht.) — 80—5 H. Dehérain, Le Journal d'un officier de l'expédition anglaise du Bengale en Egypte (1800—02). (Tagebuch des Hauptmanns C. Fitzmaurice Hill.) — 85—7 *F. Cumont, L'Egypte des astrologues (P. Devambez). —
3 127—32 V. Chapot, Sur l'emploi du bitume dans l'antiquité. (Die Feststellung der einzelnen Arten des natürlichen Brennstoffes der Antike ist schwierig; ihre Benutzung weitverbreitet).
4 145—50 *J. Bidez et F. Cumont, Les Mages hellénisés. Ostanés et Zoroastre, d'après la traduction Grecque (A. Puech). (Untersuchung der Frage, ob und wie weit die griechischen Philosophen von den „Magiern" beeinflußt wurden.) — 165—8 *A. Christensen, L'Iran sous les Sassanides. (H. Massé.) — 178—80 *R. Dussaud, Les Découvertes de Ras Shamra (Ugarit) et l'Ancien Testament. (A. Vincent) — 180—81 *G. Contenau, La Médecine en Assyrie et en Babylonie. (M. Rutten.)
5—6 193—7 *A Lods, La Religion d'Israël. (A. Vincent.) — 236—7 *V. Scheil, Mélanges épigraphiques (Mem. de la Mission archéol. en Perse, t. XXVIII). (G. Contenau.) W. Haag.

Kőrösi Csoma-Archivum 1. Ergänzungsband 1939:
5 353—96 Dionys Sinor, A középázsiai török buddhizmusról (391—96 On Turkish Buddhism in Central Asia: Dialektprobleme; Zusammenstellung des Kanons der türkischen Buddhisten). — 397—500 Georg Györffy, Besenyők és magyarok (Petschenegen und Ungarn; I. Quellen über die ungarischen Petschenegen, II. Die Sprache der Petschenegen; III. Petschenegische Ortsnamen; IV. Die Verbreitung der Petschenegen in Ungarn; Kartenskizze). — 501—2 S. Telegdi, Un emprunt sogdien en turc (borč „Schuld" <sogd. *porč ds.). — 503—14 Louis Fekete, L'édition des chartes turques et ses problèmes (geschichtlicher Überblick über die Erforschung der türkischen Urkunden; lehnt Regesten und Veröffentlichung in „internationaler" oder „neutürkischer" Transkription ab). — 515—31 J. Németh, Zur Kenntnis des geschlossenen e im Türkischen (bringt neues Material zu dieser Frage durch Untersuchung der bulgartürkischen Lehnwörter im Ungarischen). — Inhaltsverzeichnis zum 1. Ergänzungsband. — O—XVI Index. J. Benzing.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.